

Pierre de Pringet

DIE KOLLABORATION

Untersuchung eines Fehlschlages



10

Grabert-Verlag-Tübingen

Lieferbare Titel aus dieser Reihe:

Reverend Ludwig A. Fritsch,
Ph. D., D. emer. Chicago

**Amerikas Verantwortung für das
Verbrechen am deutschen Volk**

Ein Gewissensappell an die amerikanische
Führungsschicht
6. Auflage, 88 Seiten, DM 6,80

Dr. habil. Axel von Gadolin, Helsinki

Von den Tataren zu den Sowjets

Der Werdegang der europäischen Ostmacht
200 Seiten, DM 13,80

Dr. jur. Botho Spruth

**Geschichtsverfälschung in deutschen
Schulen**

Lehrfreiheit in Gefahr
Die deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen
2., erweiterte Auflage, 176 Seiten, DM 13,80

Dr. Alphonse Max, Montevideo

Die Antarktis

Eine geostrategische Studie
110 Seiten, 1 Karte, DM 13,80

**BEIHEFTE ZU
DEUTSCHLAND IN GESCHICHTE
UND GEGENWART**

Herausgegeben in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten
des In- und Auslandes und in Zusammenarbeit mit dem
Institut für deutsche Nachkriegsgeschichte in Tübingen
von Wigbert Grabert

DIE KOLLABORATION
Untersuchung eines Fehlschlages

Von Pierre de Pringet



1981

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Satz und Druck: Guide-Druck, Tübingen
Buchbindearbeiten: E. Nädele, Nehren
Filme: Graphische Kunstanstalt Kunstle, Tübingen
Abbildungen: Aus dem Privat-Archiv des Autors,
soweit nicht gesondert vermerkt.
Übersetzung aus dem französischen Originalmanuskript:
Wilfred von Oven
Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Pringet, Pierre de:

Die Kollaboration: Untersuchung eines Fehlschlages /
Pierre de Pringet. [Aus dem Französischen übersetzt von
Wilfred von Oven]. – Tübingen: Grabert, 1981.
(Beihefte zu Deutschland in Geschichte und Gegenwart; 10)
Einheitssacht.: La collaboration ,dt.'

ISBN 3-87847-053-3

NE: Deutschland in Geschichte und Gegenwart/Beihefte

© 1981 by Grabert-Verlag, Tübingen
Printed in Germany

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind
Vervielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomecha-
nischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

INHALTSVERZEICHNIS

Einführung	5
I. «Peuple» und Volk	7
II. Ideen und Männer	17
III. Kollaboration oder Bündnis?	47
IV. Acht «Einheitsparteien»	69
V. Die «résistance»	83
VI. Der Wirrwarr von Algier	103
VII. Im verrotteten Vichy	119
VIII. Die Freiwilligen	139
IX. Das Ende	157
X. Die Lehre aus einem Misserfolg	173
Abkürzungserklärung	189
Literaturverzeichnis	191
Personenverzeichnis	195

EINFÜHRUNG

Diese Arbeit will nicht die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen während des Zweiten Weltkrieges beschreiben, sondern die Gründe für das Scheitern dessen untersuchen, was man die «Kollaboration» zwischen den beiden Ländern genannt hat. Es wurde daher auf den folgenden Seiten (von unerlässlichen Ausnahmen abgesehen) darauf verzichtet, den Ablauf der Ereignisse zu schildern, um stattdessen Hintergründe und Triebkräfte des behandelten Vorgangs herauszustellen. Das war keine leichte Aufgabe, aber der Verfasser glaubt, sie zufriedenstellend gelöst zu haben, da er aufgrund seiner politischen Betätigung (vor dem Kriege und bis Mitte 1943) und seines militärischen Einsatzes danach, die ihm Zugang zu vielen vertraulichen Quellen verschafften, die einzelnen Abschnitte des Geschehens persönlich miterlebte.

Noch schwieriger war es für einen Franzosen, seine Urteile und Schlussfolgerungen für deutsche Leser in die richtigen Worte zu kleiden. Der Verfasser ist sich bewusst, dass seine Arbeit viele von ihnen, auch und gerade unter denjenigen, die seinen Auffassungen am nächsten stehen, vor den Kopf stossen wird, und er befürchtete, dass man ihm den Vorwurf machen könnte, er habe den Schuldanteil seines eigenen Landes verkleinern wollen. Um in dieser Beziehung jeder falschen Auslegung vorzubeugen, die sich aus diesem oder jenem Abschnitt seiner Untersuchung ergeben könnte,

möchte er an dieser Stelle einige Zeilen aus seinem Abschlusskapitel vorwegnehmen: «Schuld hatten beide Regierungen, die durch verständliches gegenseitiges Misstrauen gehemmt waren. Aber der grössere Anteil kommt Deutschland zu, denn es war Deutschland, das die Macht und daher auch die Entscheidungsgewalt hatte. Die höchste Verantwortung trägt immer der Führer.»

Das gilt für die Kollaboration, das Thema dieser Arbeit. Was den deutsch-französischen Krieg von 1939-40 betrifft, ist klar (und ebenso klar ausgedrückt), dass es Frankreichs Schuld war, wenn es sich in die Rolle eines Waffenträgers für England und die hinter diesem stehenden übernationalen Mächte drängen liess.

Jedenfalls möchte der Verfasser von vornherein um Nachsicht bitten, wenn er, ohne es zu wollen, dieses oder jenes Urteil zu scharf formuliert hat oder hier und da, vielleicht infolge unvollständiger Information, zu einer Fehlbeurteilung gelangte.

I. «PEUPLE» UND VOLK

«Die Sitten und Gebräuche der Spanier sind nicht denjenigen der Deutschen gleich, sondern diesen völlig entgegengesetzt. Dagegen gleicht die französische Nation in fast allem derjenigen Deutschlands, aus der sie im Übrigen hervorgegangen ist, nämlich aus dem Stamm der Sugambres.»

Mit diesen Worten begründete König Franz I. von Frankreich seine Anwartschaft auf den Thron des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. So wollte er das Reich des Westens wiederherstellen und zu den Zeiten zurückkehren, in denen die «Ostfranken» und die «Westfranken» unter dem gleichen Monarchen lebten, jenem Karl dem Grossen, den bis heute die Deutschen für deutsch und die Franzosen für französisch halten. Die Kurfürsten zogen ihm Karl I. von Spanien vor, der unter dem Namen Karl V. zum Kaiser gekrönt wurde. Damit ging für Europa eine grosse Gelegenheit verloren.

Frankreich war damals eine in Ausdehnung begriffene erbliche Monarchie. Eine winzige Feudaldynastie, die mehr als ein Jahrhundert dazu gebraucht hatte, um die durch Wahl erfolgende Erbfolge ihres jeweiligen Oberhauptes zu beseitigen, bemühte sich seit fünf Jahrhunderten darum, die grossen und kleinen Herrscher, die auf örtlicher Ebene die alten Westprovinzen des zerstückelten Karolingischen Reiches vor der Anarchie bewahrt hatten, einen nach dem anderen unter ihrer

Oberhoheit zu vereinen. Es waren dies Provinzen, in denen (nach Abschluss des Werkes der Kapetinger) acht verschiedene Sprachen gesprochen und gelehrt und verschiedene Rechtsformen angewandt wurden, unter denen im Norden das germanische Gewohnheitsrecht und im Süden das römische Recht vorherrschte.

So hatte der Staat über die Jahrhunderte hinweg künstlich eine politische Nation geschaffen, die sich immer mehr vereinheitlichte, während unter diesem Überbau auf kultureller Ebene acht Einzelnationen weiterbestanden, die in allem streng respektiert wurden, was nicht den Grundsatz der monarchischen Zentralgewalt betraf. Die Franzosen stellten also das dar, was das (ins Deutsche unübersetzbare) Wort «peuple» ausdrückt: die Gemeinschaft der Bewohner des gleichen Territoriums.

Deutschland dagegen gab es schon vor dem Staat dieses Namens. Seine Bewohner bildeten das, was das (ins Französische unübersetzbare) Wort Volk ausdrückt, geeint in seinen Überlieferungen, in seiner Kultur und (trotz der Verschiedenheit seiner Dialekte) seiner Sprache: ein Volk, das niemals seine politische Einheit erreicht hatte. Die grosse Schuldige an diesem Missstand war die Wahl-Monarchie, die trotz der Bemühungen vieler Kaiser, ihre Autorität gegenüber den erblichen Fürsten, von denen sie abhing, durchzusetzen, doch ohnmächtig blieb. Die Reformation schliesslich trug durch die religiöse Spaltung zwischen Nord und Süd, die natürlich auch ihre tiefen politischen Auswirkungen hatte, beträchtlich zum Scheitern der Einigungsversuche bei.

Es war nur natürlich, dass der französische Staat in Ausübung seiner Hoheitsrechte über ein «peuple» seine Souveränität bis an militärisch sichere Grenzen auszu-

dehnen versuchte. Es war nicht weniger natürlich, dass der deutsche Staat in dem Bemühen um die Einigung seines Volkes versuchte, seine Souveränität auf alle Gebiete mit germanischer Bevölkerung auszudehnen. Nun war – militärisch gesehen – Frankreichs «natürliche Grenze» im Osten der Rhein, während Deutschlands «natürliche Grenze» – völkisch gesehen – westlich davon, auf dem linken Rheinufer, fast an der Grenze des alten Lothringens, verlief. Dazwischen lag Elsass-Lothringen, das so zum Zankapfel wurde.

Das Problem konnte nur durch die politische Einheit des französischen «peuple» und des deutschen Volkes, das heisst durch die Wiederaufrichtung des karolingischen Imperiums, zufriedenstellend gelöst werden. Nachdem sich die Bemühungen Franz I. – und schon vorher Philipps des Schönen – um die Kaiserwürde zerschlagen hatten, blieb nur noch der Weg der Gewalt. Frankreich konnte nicht anders, als sich die politische Schwäche seines Rivalen zunutze zu machen. Seine Aussenpolitik hatte, besonders seit Richelieu, die Auflösung des Reiches als ständiges Ziel. Während es im Namen der «deutschen Freiheit» die lutheranischen Fürsten gegen Habsburg unterstützte, half es gleichzeitig Maximilian von Bayern, dem Chef der katholischen Koalition, den Rheinbund zu gründen und so die Staaten am Ostufer des Rheins zu einer Grenzmark des französischen Königreiches zu machen. Als aber Preussen im 18. Jahrhundert sich als deutsche Einigungsmacht abzuzeichnen begann, zögerte Ludwig XV. nicht, entgegen der öffentlichen Meinung eine Umkehrung der Allianzen vorzunehmen, indem er das Bündnis mit Wien gegen Berlin suchte. Die gesamte französische Politik in dieser Hinsicht wird in der Formel Heinrichs II.

zusammengefasst: «die Angelegenheiten Deutschlands in möglichst grosser Spannung zu halten».

Als die Diplomatie nicht mehr ausreichte und sich die kaiserliche Autorität durchzusetzen schien, trat an die Stelle der List der Krieg. Der Westfälische Frieden, der (mit mehr als 200 souveränen Staaten und 2'000 autonomen Enklaven) aus Deutschland jenes «uneinheitliche Mosaik» machte, von dem Bülow sprach, und der den Kaiser dem Reichstag zu Regensburg unterstellte, in dem der französische König durch einen Bevollmächtigten vertreten war, zeigte deutlich, dass das Ziel das gleiche geblieben war: eine *confusio divinitus conservata*, wie Oxenstierna diese herrlich erhaltene Verwirrung nannte. Diese politische Kunst gipfelte darin, dass sie in den «deutschen Staaten» (wer fühlte sich nicht an heute erinnert!) nur örtlichem und sporadischem Widerstand begegnete. Nach dem schrecklichen Dreissigjährigen Krieg hielten es zahllose deutsche Edelleute – um die Worte – Karl-Ferdinands von Braunschweig zu gebrauchen – für «eine Ehre, im französischen Heer zu dienen», und Tausende von ihnen zögerten nicht, in seinen Reihen gegen ihr eigenes Vaterland zu kämpfen (der Name des Marschalls von Sachsen ist in aller Erinnerung). «Gegen ihr eigenes Vaterland» ist ein Ausdruck unserer Zeit. Deutschland war damals kein Vaterland, sondern ein zerstückeltes Gebiet, das Paris im Begriff stand, auf dem Weg der Diplomatie, der Waffen und der Kultur nach und nach in ein «französisches Europa» zu integrieren, das sich vielleicht im Lauf der Zeit in ein neues West-Reich verwandelt haben könnte, hätte es nicht die Hohenzollern und Napoleon gegeben. Um so mehr, als die «Kollaboration» nicht allein zugunsten einer der beiden Seiten erfolgte. Der

berühmte Prinz Eugen, der das kaiserliche Heer gegen die Türken führte, war – als Prinz Eugene de Savoie-Carignan, Sohn des Grafen von Soissons und einer Nichte des Kardinals Mazarin – Franzose.

Man braucht deutschen Lesern gewiss nicht das Werk der preussischen Monarchie zu erläutern, die – ähnlich wie die Kapetinger in Frankreich – von ihren am Rande gelegenen Besitzungen ohne eigentliche Grenzen aus nach und nach seit dem Westfälischen Frieden ihre eigene Macht festigte und ihren Einfluss auf die anderen Staaten eines Reiches immer stärker geltend machte, das nur dem Namen nach bestand. Dagegen verlangt das Wirken Napoleons eine kurze Untersuchung. Erbe der Französischen Revolution und Soldat mit Leib und Seele, wollte dieser Abenteurer Europa durch die liberale Ideologie und unter Gebrauch der Waffengewalt einigen. Er schaffte es, jedoch unter Bedingungen, die sein Werk höchst zerbrechlich bleiben liessen. Einerseits setzte er tatsächlich die «geheiligten Prinzipien von 1789» durch, die den Keim des Nationalismus enthielten, andererseits führte er – in Deutschland wie in Frankreich – eine Rationalisierung der Verwaltung nach militärischem Vorbild ein. Indem er die Freistädte ihrer Vorrechte entkleidete und die geistlichen Fürstentümer säkularisierte, verringerte er die Zahl der souveränen Staaten Deutschlands auf etwa dreissig und erleichterte so die spätere Einigung des Zweiten Reiches. Indem er den Liberalismus und die Gleichheitslehre verbreitete, förderte er – entgegen seiner eigenen absoluten Autorität – die Reaktion der «deutschen Patrioten». Warum sollte Deutschland nicht ebenso frei wie die anderen Nationen und ihnen gleichgestellt sein? Die Verträge von 1815, das Werk Talleyrands und Metternichs, hiel-

ten den Prozess zeitweilig auf, indem sie dem Ehrgeiz Preussens Grenzen setzten und die «deutsche Anarchie» auf dem Weg über den Reichstag zu Frankfurt am Main zu einer ständigen Einrichtung machten. Aber schon 1847 verliess Friedrich Wilhelm IV. die Heilige Allianz, um gegenüber Österreich die Führung der deutschen Einheitsbewegung zu übernehmen.

Was danach kam, gehört zur allgemein bekannten Zeitgeschichte. In Wahrung des von ihm vertretenen nationalstaatlichen Prinzips liess Napoleon III. die Niederwerfung Dänemarks und Österreichs durch Bismarck zu.

Dann erschreckte er sich vor der wachsenden Macht Preussens, das Hannover erwarb, Militärpakte mit den süddeutschen Staaten abschloss, sich im Vertrag von Prag mit Österreich aussöhnte und Frankreich die verlangten «Kompensationen» im Rheinland, in Belgien und Luxemburg verweigerte. Unter einem nichtigen Vorwand, der Emser Depesche, erklärte Napoleons I. Grossneffe Preussen den Krieg und verlor ihn. In Versailles rief Bismarck das Zweite Reich der Hohenzollern aus. Verletzt von der Niederlage und dem Verlust Elsass-Lothringens und von seinen kolonialen Eroberungen, die die Spannung mit Deutschland verstärkten, unbefriedigt, lebte Frankreich von nun an der Revanche. Um sie vorzubereiten, suchte und fand es das Bündnis mit Russland, aus dem der mit Begeisterung begrüßte Erste Weltkrieg entstehen sollte. Um den Preis gefährlicher Allianzen ging Frankreich als Sieger aus ihm hervor. Sein Ergebnis, der Versailler Vertrag, war in jeder Hinsicht schlecht. Niemand hat ihn besser gekennzeichnet als der deutschfreundliche, aber realistische Historiker Jacques Bainville: «zu weich, wo er hätte hart, zu hart, wo er hätte weich sein müssen». Aus

diesem Vertrag entstand der Nationalsozialismus und die Wiedergeburt der deutschen Macht.

Wollte Hitler seinerseits die Revanche oder suchte er, wie er wiederholt erklärte, Frankreichs Neutralität oder gar Freundschaft, um in Russland freie Hand zur Eroberung des Lebensraumes zu haben, den das Reich brauchte? Gewiss gab es in Deutschland Revanchisten, besonders im Grossen Generalstab. Aber es gab auch schon in der Partei einige Doktrinäre, die ein geeintes Europa im Auge hatten, was ohne Frankreich nicht möglich war. Es kam jedenfalls zum Zweiten Weltkrieg, den London und, durch fragwürdige Verträge gezwungen, Paris erklärten. Was wirklich dahintersteckte, wissen wir alle. Tatsache ist, dass der Krieg in Frankreich unpopulär war, vor allem bei den deutschfreundlichsten Nationalisten, die bis zuletzt alles daransetzten, ihn zu verhindern. Für sie und das konservative Bürgertum würde eine deutsche Niederlage den Wall einreissen, der den Kommunismus aufhielt; für die Marxisten, deren aktive Minderheit durch den deutsch-sowjetischen Pakt neutralisiert war, handelte es sich um einen imperialistischen Krieg in dem Sinne, den sie diesem Wort gaben. Erklärte nicht Ministerpräsident Edouard Daladier, einer der Unterzeichner des Münchener Abkommens: «Nous faisons cette guerre parce qu'on nous l'a imposée» (wir machen diesen Krieg, weil man ihn uns aufgezungen hat)? Für den grössten Teil der Franzosen war das «man» nicht so unbestimmt, wie es den Anschein hatte.

Schlecht bewaffnet, noch schlechter befehligt und lustlos wurde das französische Heer innerhalb von drei Wochen geschlagen. Die für die Kriegserklärung verantwortliche Republik brach zusammen. Ihr Präsident

selbst rief den Marschall Pétain. Es wurde ein Waffenstillstandsabkommen mit Deutschland geschlossen, das die französische Souveränität respektierte, was niemand erwartet hatte. Ja, als der Französische Staat proklamiert war, reichte Reichskanzler Hitler in Montoire dem Sieger von Verdun die Hand. Dieser hatte in seiner Rundfunkbotschaft vom 11. Oktober 1940 die Begegnung vorgeschlagen: «Das neue Regime wird den wirklichen Nationalismus wieder zu Ehren bringen, der, sich selbst beschränkend, über sich hinauswachsen und zu internationaler Zusammenarbeit gelangen wird. Diese Kollaboration zu suchen, ist Frankreich auf allen Gebieten und mit allen seinen Nachbarn bereit. Es weiss auch, dass, wie die politische Landkarte Europas und der Welt auch aussehe, das in der Vergangenheit so verbrecherisch behandelte deutsch-französische Verhältnis weiterhin sein Schicksal bestimmen wird. Natürlich kann Deutschland nach seinem Sieg zwischen einem traditionellen Frieden der Unterdrückung und einem völlig neuen Frieden der Kollaboration wählen (...). Die Wahl steht in erster Linie dem Sieger zu; sie hängt auch vom Besiegten ab. Wenn uns alle Wege gesperrt werden, werden wir zu warten und zu leiden wissen. Wenn sich dagegen eine neue Hoffnung in der Welt aufrichtet, werden wir unsere Schmach, unsere Schmerzen und unsere Trümmer zu beherrschen wissen. Gegenüber einem Sieger, der seinen Sieg zu beherrschen verstanden hat, werden wir unsere Niederlage zu beherrschen wissen.»

Einige Tage später formulierte Hitler seinerseits die verschiedenen Möglichkeiten, als er sich mit Laval zur Vorbereitung der Begegnung von Montoire traf: «Ich könnte einen Rachefrieden machen – ich habe das



Pétain und Hitler in Montoire (24. Oktober 1940). Rechts Reichsaussenminister von Ribbentrop. (Süddeutscher Verlag)

Recht und die Macht dazu. Ich bin nicht deswegen gekommen. Ich biete Ihnen Zusammenarbeit an. Sie können sie zurückweisen. Sie haben das Recht, einen Sieg Englands abzuwarten und herbeizuwünschen. Aber in diesem Fall werde ich einen anderen Frieden machen. Und wenn mir England inzwischen einen Verhandlungsfrieden anbietet, werde ich aus Rücksicht auf Frankreich Deutschland nicht weitere Leiden zumuten.» Am 30. Oktober, einen Tag nach seiner Begegnung mit dem Führer, erklärte der Marschall: «Es geschieht in Ehren und um die französische Einheit, eine Einheit von zehn Jahrhunderten, im Rahmen des Aufbaus der neuen europäischen Ordnung zu wahren, dass ich heute den Weg der Kollaboration beschreite.»

Kollaboration – ein Begriff war geboren. Er sollte unheilvoll werden.

II. IDEEN UND MÄNNER

1939 war Frankreich in zwei zahlenmässig praktisch gleiche Lager gespalten, die man einfach, wenn auch nicht ganz zutreffend, als «rechts» und «links» bezeichnen kann. Auf der einen Seite eine konservative Masse, die sich aus der alten Aristokratie, dem Mittelstand und der Bauernschaft zusammensetzte, traditionsgebunden und oberflächlich vaterländisch, antisemitisch, innerlich dem Kommunismus feindlich und vom Parteienwesen enttäuscht. Auf der anderen Seite eine kollektivistische Masse, bestehend aus der Arbeiterklasse und einem guten Teil der öffentlichen Bediensteten, internationalistisch, antikapitalistisch, antimilitaristisch und antiklerikal. Diese Teilung war in den vorhergehenden Jahren offensichtlich geworden, als die Wahlen von 1936 die Volksfrontregierung von Léon Blum mit knapper Mehrheit und für kurze Zeit an die Macht gebracht hatten, und auf internationaler Ebene durch die Sympathie der Rechten und die Feindseligkeit der Linken gegenüber Italien während des Abessinien-Krieges und gegenüber der nationalen Erhebung Spaniens. Über diesen beiden Lagern stand das liberale und englischen Interessen eng verbundene kapitalistische Grossbürgertum, ein Feind sowohl des Kommunismus als auch dessen, was allgemein Faschismus genannt wurde.

Auf der Linken stand als aktive Minderheit die kommunistische Partei, die den mächtigen Gewerkschafts-

verband CGT beherrschte. Ihre marxistisch-leninistische Ideologie braucht hier ebensowenig erläutert zu werden wie ihre operative Abhängigkeit von Moskau. Auf der Rechten stellten die nationalistischen Verbände die aktive Minderheit dar, die am 6. Februar 1934 einen durch die Spaltung, Unentschlossenheit und in einem Fall durch den Verrat ihrer Führer gescheiterten Putschversuch unternommen hatte: die Action Française, die Patriotische Jugend, die Französische Solidarität, die Feuerkreuzler und (mit einer verschwindend kleinen Zahl von Mitgliedern) die Bewegung des Franzismus. Zu erwähnen bleibt noch die Geheim-Organisation der National-Revolutionären Aktion (OSARN), bekannter unter ihrem Beinamen «La Cagoule» (die Kapuze), eine Abspaltung von der Action Française, die einen bewaffneten Umsturz vorbereitete, der jedoch von der Polizei der Volksfront schnell verhindert werden konnte, ohne dass es freilich gelang, die Organisation selbst zu zer schlagen. Obwohl diese Verbände 1936 von der Regierung aufgelöst wurden, blieben sie unter anderen Namen weiter tätig. Ihnen hatte sich damals schon die von Jacques Doriot, dem ehemaligen Generalsekretär der kommunistischen Partei, gegründete Französische Volkspartei (PPF) hinzugesellt, die begann, der Linken einen Teil ihrer entschlossensten Mitglieder abspenstig zu machen. Gegenüber dem Wahlsieg der Volksfront schlossen sich alle diese Verbände – die Action Française aus Gründen, auf die wir noch näher eingehen werden, nur als «Verbündete» – zur Freiheits-Front zusammen, wovon sich nur die Feuerkreuzler ausschlossen, die mit eindeutig parteipolitischen Absichten in die Französische Sozial-Partei (PSF) umgewandelt worden waren. Ihr Führer, der Oberst de la Rocque, wurde, wie

später ein Gerichtsverfahren erwies, von dem jeweiligen Innenminister bezahlt.

Von all diesen Verbänden einschliesslich der Französischen Volkspartei (PPF) besass nur die Action Française dank ihrem Herrn und Meister Charles Maurras ein Programm. Sie forderte eine autoritäre und daher antiparlamentarische Monarchie, eine durch die Autonomie der alten Provinzen dezentralisierte Verwaltung und eine korporativistisch gelenkte Wirtschaft. Im Namen des «integralen Nationalismus» widersetzte sie sich der Macht der Juden, der Freimaurerei und der Hochfinanz. Dies Programm war in den Anfängen der Bewegung zu Beginn des Jahrhunderts ebenso antikapitalistisch wie antidemokratisch, und es war Maurice Barres, der geistige Motor des Nationalismus der vorhergehenden Generation und Herausgeber der Zeitschrift «La Cocarde», an der der junge Maurras mitarbeitete, der den Begriff «Nationalsozialismus» prägte. Das Programm war auch antichristlich. In seinen Artikeln in der «Revue d'Action Française» (Vorgängerin der 1908 gegründeten Tageszeitung «Revue») tadelte Maurras «die trüben orientalischen Schriften», die «jüdisch-christliche Barbarei», das «Gift des *Magnificat*», die «Anarchie der Evangelisten und Propheten» und verwünschte den «hebräischen Christus». Dies ebenso aristokratische wie heidnische Programm musste sich auch die Schlussfolgerungen aus der wissenschaftlichen Tatsache der Ungleichheit der Rassen zu eigen machen. In der «Revue» schrieb Jacques Bainville schon 1908 in einer Besprechung des Buches «L'Aryen, son rôle social» (Der Arier, seine soziale Rolle) von Vacher de Lapouge: «Für das Programm, das die Action Française auszuarbeiten sich vorgenommen hat, hat m.E. kein

Buch mehr Bedeutung als das des Herrn Lapouge.» Und Maurras selbst hatte schon 1900 in seiner «Enquête sur la monarchie» (Untersuchung über die Monarchie) «diese erlösenden Ideen Rasse, Auswahl, Fortdauer» erwähnt.

Die praktischen Erfordernisse der politischen Betätigung schwächten jedoch schon bald die Thesen der ersten Zeit ab. Die Verbindung mit den revolutionären Sozialisten der Linie von Georges Sorel, die schon vor dem Krieg von 1914 eingeleitet und später von Georges Valois, einem der Führer der nationalen Verbände, wiederaufgenommen worden war, erschreckte die Unternehmer, die die Bewegung wirtschaftlich förderten. 1930 wurde die Verbindung zugunsten einer vagen «Berufsorganisation» aufgegeben, in welche man den Korporativismus vorsichtig verpackte. Die Herkunft seiner Anhänger aus den traditionsbewussten Schichten der Bevölkerung veranlasste Maurras, ohne dass er jemals seine Jugendschriften leugnete, zwischen dem eigentlichen Christentum und dem römischen Katholizismus zu unterscheiden, der es verstanden habe, das Schädliche seiner Herkunft zu neutralisieren. «Der Meister» (Maurras) ging sogar so weit, von einem «katholischen Heidentum» (in lobendem Sinn) zu sprechen. Nach und nach wurde die Action Française schlicht konservativ. Überflüssig zu erwähnen, dass sie damit ihre Feinde nicht hinters Licht führen konnte. Rom verurteilte sie 1926 und entzog ihr so die Unterstützung eines guten Teiles ihrer Mitglieder und Anhänger. Vom kapitalistischen Bürgertum sollte sie nie Hilfe erhalten.

1936 hatten jedoch die kirchlichen Sanktionen, die Pius XII. drei Jahre später ganz aufhob, einen guten Teil ihrer Wirksamkeit verloren. Die Kraft der Action

Franchise stammt in diesem Augenblick weniger aus der Zahl ihrer Mitglieder oder aus der Gewalt ihrer Stosstrupps, der berühmten «Camelots du Roi», als aus ihrem doktrinären Einfluss auf die anderen nationalen Bewegungen. Ihre monarchische Staatsauffassung erlaubt ihr zwar nicht, förmlich der Freiheits-Front beizutreten, schreckt aber andererseits auch republikanische Nationalisten nicht ab, zumal der Herzog von Guise aus dem Haus Orleans, ein Nachkomme von Louis Philippe und des Königsmörders Philippe Egalite, der durch das Aussterben der französischen Hauptlinie der Bourbonnen zum Erben der Krone Frankreichs geworden war, die Action Française verurteilt hat. Ohne ihre Theorie aufzugeben, verwandeln sich die Monarchisten immer mehr in «Maurrasisten», und ihre Kameraden in den anderen nationalen Verbänden (mit Ausnahme der Feuerkreuzler, wie wir gesehen haben) und in der Französischen Volkspartei (PPF) betrachten Maurras als ihren intellektuellen Führer. Seine Tageszeitung richtet (mit einer heute unvorstellbar heftigen Polemik) alle französischen Nationalisten aus, und seine Losungen werden von den Kollegen der «grossen nationalen Presse» getreulich übernommen. Die Intelligenz gerät unter seinen Einfluss, was die Academie Française dadurch besiegelt, dass sie ihn zu ihrem Mitglied wählt, und zwar einen Tag, nachdem er aus dem Gefängnis befreit wird, wohin er durch seine Todesdrohungen gegen diejenigen Abgeordneten und Senatoren gelangt ist, die für militärische Sanktionen gegen Italien stimmen sollten.

Maurras' «integraler Nationalismus» war derjenige der Kapetinger. Nicht, dass er die französische Nation vergöttert hätte. Im Gegenteil schätzte er das Römische

Imperium und das Reich Karls des Grossen gering und scheute nicht einmal davor zurück, von der «nationalistischen Barbarei» zu sprechen, die aus der Französischen Revolution hervorgegangen sei. Er vertrat lediglich die Ansicht, dass gegenüber der Zerstörung Europas die Nation die grösste der vorhandenen politischen Gemeinschaften sei und als solche verteidigt werden müsse. Aber unter diesem historischen Empirismus lagerte ein irrationaler Hass gegen Deutschland und ganz allgemein gegen das Deutschtum. Irrational deshalb, weil er es selbst mit den ersten Worten seiner Verteidigungsschrift eingestand, die er vor dem Gerichtshof verlas, der ihn im Januar 1945 zu lebenslänglicher Haft verurteilte: «Ich spreche in erster Linie von dem, was in mir an tief antideutschem Instinkt vorhanden ist (...). Die Gegnerschaft von Franzosen und Deutschen beherrschte meine Jugend.» Von der Niederlage von 1870/71 gezeichnet, danach vom Geist der Revanche beseelt, empört über den Verrat des Hauptmanns Dreyfus, eines jüdischen Offiziers im französischen Heer, der im Sold des Militärattachés der Deutschen Botschaft in Paris stand, und schliesslich begeistert über den Sieg von 1918 und die Wiedergewinnung der «verlorenen Provinzen», hat Maurras stets seinen Verstand ausgeschaltet, wenn es sich um Deutschland handelte. Er verstand kein Deutsch, er war nie auf der anderen Seite des Rheins, er hatte keinen einzigen deutschen Bekannten. Er hasste ganz einfach.

Dieser «Instinkt» hatte ihn freilich nicht gehindert, vor dem Krieg von 1914 in seinem Buch «Kiel et Tanger» eine deutsch-französische Allianz gegen England als wünschenswert, wenn auch leider unmöglich zu bezeichnen, und konnte ihn auch nicht abhalten, 1939



Charles Maurras vor dem Sondergerichtshof in Lyon (1945).

von den Spalten seiner Zeitung aus eine heftige Kampagne gegen die Kriegstreiber zu führen, die Frankreich in ein gefährliches militärisches Abenteuer gegen das Dritte Reich stürzen wollten. In erster Linie sei dieser Krieg nicht «der unsrige». In zweiter Linie sei Frankreich auf einen Krieg nicht vorbereitet, schon gar nicht auf einen Verteidigungskrieg hinter der Maginot-Linie. Und schliesslich hätten die Verträge, die Frankreich zum Beistand für Polen verpflichteten, allein schon durch die zügellose Politik Warschaus ihre Gültigkeit verloren, ganz zu schweigen davon, dass man für diesen Verbündeten nichts tun konnte. Als dann aber der Krieg erklärt war, kehrte Maurras zur «nationalen Einheit» von 1914 zurück. Das Schlimmste wäre, als Verlierer aus diesem Krieg hervorzugehen. Man müsse Deutschland niederwerfen und nach dem Sieg nicht den Irrtum von Versailles wiederholen, sondern zum Westfälischen Frieden zurückkehren. Eine Niederlage würde auf unserem Gebiet die preussische Roheit sich austoben lassen, und von Frankreich würde nichts übrig bleiben. Hatten die Deutschen nicht im Ersten Weltkrieg die Bibliothek von Mecheln in Brand gesteckt, die Kathedrale von Reims zerstört und Rumänien geplündert, «wobei sie sogar die sanitären Einrichtungen von Privathäusern mitnahmen»?

Die Niederlage kam, und keiner von den angekündigten Schrecken ereignete sich. Das deutsche Heer verhielt sich gegenüber der Zivilbevölkerung korrekt und manchmal freundschaftlich. Weit davon entfernt, das Land niederzuwalzen und zu demütigen, gewährte ihm Hitler den von Pétain erbetenen Waffenstillstand unter unerwarteten Bedingungen. Mehr noch: nach der Proklamation der Nationalen Revolution in Vichy griff er

die Anregung des Marschalls bezüglich der Kollaboration auf. Andererseits ergriff Frankreichs neues Regime spontan Massnahmen, die vom Programm der Action Française inspiriert waren: die autoritäre Staatsform, das Juden-Statut, die Auflösung der Freimaurerei, Inkraftsetzung der (korporativistischen) Arbeits-Charta usw. Nach dem Waffenstillstand und den ersten Aufrufen (eines Rebellen-Offiziers) aus London zögerte Maurras nicht einen Augenblick mit seiner Stellungnahme: den Krieg von Übersee aus fortsetzen heisse, das wirkliche Vaterland gegen ein nur gedachtes, tatsächlich aber England unterworfenen eintauschen. Nach der Ausrufung des Französischen Staates bekundete er öffentlich seine Freude und seine Hoffnungen, indem er die von Pétain besorgte Ersetzung der Republik durch ein Regime, das seine eigenen politischen Gedanken zu verwirklichen begann, eine «göttliche Überraschung» nannte. Privat zeigte er sich jedoch weniger befriedigt. Im August 1940 hörte ihn der Verfasser vor einem kleinen Kreis von Funktionären der Action Française in Südfrankreich sagen: «Nur ein Marschall von Frankreich* konnte den Deutschen mit erhobener Stirn gegenüberreten und ihnen Respekt einflössen. Aber welch Jammer, dass es Pétain sein musste!» Gegenüber der Politik der Kollaboration führte der alte Deutschenhasser einen wahren Eiertanz auf. In einem Dialog mit sich selbst schrieb er:

* Die Würde eines Marschalls von Frankreich ist nicht mit dem deutschen Rang eines Generalfeldmarschalls zu vergleichen. Sie kann nur einem General verliehen werden, der in einem siegreichen Krieg Oberbefehlshaber gewesen ist. 1940 lebten von den Marschällen des Ersten Weltkrieges nur noch Franchet d'Esperey, der jedoch schwerkrank und bewegungsunfähig war, und Pétain.

«– Sind Sie Befürworter dieser Kollaboration?

- Ich habe keine Veranlassung, ihr Befürworter zu sein.
- Dann sind Sie also ihr Gegner?
- Auch das nicht.
- Neutral?
- Keineswegs.
- Also dulden Sie sie?
- Ich habe keine Veranlassung, sie zu dulden oder zu diskutieren.»

Pétain war der Führer und übernahm die Verantwortung. Die Aussenpolitik war kein Gebiet, auf dem die öffentliche Meinung eine Rolle zu spielen hatte. Jede Debatte war ein Faktor der Spaltung, und jede Spaltung setzte Frankreich einer tödlichen Gefahr aus.

Falls die Möglichkeit einer Wahl bestanden hätte, wäre Pétain nicht der Kandidat Maurras' gewesen. Weit davon entfernt, sich aus der Politik herauszuhalten (wie Foch oder Joffre) oder seine Sympathie für die Action Française zu erklären (wie Lyautey und Franchet d'Esperey), hatte sich der Sieger von Verdun immer bereit gezeigt, der Republik zu Hilfe zu eilen. Er hatte es nach dem Putsch von 1934 getan, indem er das Kriegsministerium im Kabinett Doumergue übernahm, mit dem er beauftragt worden war, um die Rechte zu beruhigen und eine neue Offensive der vaterländischen Verbände zu verhindern, und das wenige Stunden nachdem der Marschall Lyautey sich anerbieten hatte, in voller Galauniform an die Spitze der Aufständischen zu treten, die bei einem zweiten Erhebungsversuch die Abgeordnetenkammer im Sturm nehmen sollten. 1938 hatte Pétain den Posten eines Botschafters bei der Regierung des Generalissimus Franco angenommen,

die die französische Volksfrontregierung hatte anerkennen müssen, nachdem sie bis dahin die Roten im Bürgerkrieg unterstützt hatte. Er war «der republikanische Marschall», wie ihn der Volksfrontminister Pierre Cot nannte, der 1934 auf die Nationalisten hatte schießen lassen. Die Republik hatte diesen mit Ruhm bedeckten alten Herrn schon zweimal ins Schaufenster gestellt, um hinter ihm ihre Irrtümer zu verbergen. Bei der Niederlage in einem Krieg, den er nicht gewollt hatte, war er es, zu dem Staatspräsident Lebrun seine Zuflucht nahm, damit er «die Leiche auf die Schultern nehme»; er war es, dem die Nationalversammlung nahezu einstimmig die Summe der öffentlichen Gewalt (einschliesslich der verfassunggebenden) übertrug. Wie bisher immer, nahm Pétain an. Aus Ehrgeiz? Was konnte ein Mann von 84 Jahren, der schon seinen Platz in der Geschichte hatte, damit gewinnen, dass er die Folgen fremder Verfehlungen auf sich nahm! Ein Satz aus einer seiner ersten Botschaften an das französische Volk scheint die Wirklichkeit besser wiederzugeben: «Ich war bei euch in den Tagen des Ruhms. Ich bin und werde bei euch bleiben in den düsteren Tagen. Ich mache Frankreich das Geschenk meiner Person.» Das Verhalten des Staatschefs bis zum Ende und vor dem Gerichtshof, der ihn zum Tode verurteilte, zeigt, dass das keine hohlen Worte waren.

Der republikanische Marschall – heisst das, dass Pétain demokratisch war? Ganz gewiss nicht. Kein Militär kann ehrlich an die absolute Freiheit glauben, die jede Autorität zunichte macht, noch an die Gleichheit der Menschen und Völker, der seine ganze Berufserfahrung widerspricht. Schon 1938 brandmarkte er in einer Rede vor ehemaligen Frontkämpfern die politischen Parteien

als «Spalter». Der Marschall war ganz einfach ein Soldat, der sich gemäss der Tradition des französischen Heeres der parteipolitischen Betätigung enthielt und andererseits keinerlei sachliche Vorbildung dafür besass. Als er sich an der Macht befand, hielt er sich daher an das einzige Programm, das den bei ihm selbst vorhandenen Hohlraum ausfüllen konnte. Es war dasjenige von Charles Maurras. Und er umgab sich mit Männern, die der gleichen Richtung angehörten.

Die Nationale Revolution wurde also auf der Grundlage der Ideen der Action Française gemacht. Viele Deutsche werden damals geglaubt haben, der Marschall mache den Nationalsozialismus nach, weil sie nicht wussten, dass dieser viele seiner Ideen von französischen Denkern hatte: von Gobineau, Vacher de Lapouge, Drumont, Barres, Sorel und – auf dem Umweg über Italien – von Maurras selbst. Jedenfalls war die Übereinstimmung auffällig. Aber von hier bis zur Kollaboration fehlte noch viel. Es wäre für Pétain einfacher gewesen, sich bis zum Ende des Konfliktes an die Klauseln des Waffenstillstandsvertrages zu halten. Anfänglich erwartete Deutschland auch gar nichts anderes, denn die Begegnung von Montoire fand erst vier Monate nach Beendigung der Kampfhandlungen statt. Militärisch war Frankreich erledigt. Die Zukunft konnte nur vom Sieger abhängen, und dieser würde sich einem Land gegenüber nicht wohlwollend verhalten, das ihn angegriffen hatte und nun nichts zu seinem Erfolg beitrug. England zeigte, indem es seine Truppen in Dünkirchen einschiffte, einen Teil der entwaffneten französischen Flotte in Mers-el-Kébir meuchelmörderisch versenkte und die Loslösung der französischen Kolonien vom Mutterland unterstützte, dass von seinem mögli-

chen Sieg nichts zu erhoffen war. Ihm zu helfen, hiess den Kopf auf den Richtblock legen. Deutschland dagegen zeigte sein Interesse an der Mitarbeit eines Landes, ohne das Europa nicht denkbar war und das andererseits einen ansehnlichen Beitrag zu den eigenen Kriegsanstrengungen leisten konnte. Pétain traf seine Wahl, ohne zu zögern. Man konnte vom Sieger von Verdun nicht mehr verlangen, als was er gab: Loyalität. Das bedeutete gewiss nicht, dass er bereit gewesen wäre, sich in einen Lakaien Deutschlands zu verwandeln, oder dass er sich blind dem Diktat der Besatzungsbehörden fügte. Aber das Doppelspiel, das ihm seine Verteidiger und einige seiner ehemaligen Mitarbeiter nach dem alliierten Sieg zuschrieben, um sein Ansehen vor einer von der Propaganda der Gaullisten und Kommunisten irreführenden öffentlichen Meinung wiederherzustellen, war nichts anderes als der Winkelzug einer opportunistischen Taktik, die den Marschall beleidigte und die er in seinem mit Schweigen und Verachtung ertragenen Prozess zu benutzen sich geweigert hatte.

Tatsache ist dagegen, dass dieser Greis, der mit seiner würdigen Haltung und seinem undurchdringlichen Gesicht jeden beeindruckte, ganz einfach nicht die Arbeitskraft und manchmal auch nicht die geistige Klarheit besass, die die Führung eines revolutionären Staates unter so dramatischen Umständen erfordert hätte.

Hinzu kam, dass er als Militär Befehle zu geben und ihre Ausführung seinen Untergebenen zu überlassen pflegte, die jedoch, wie wir noch sehen werden, nicht immer die Politik der Kollaboration teilten.

Bei Pierre Laval, seinem Regierungschef und zeitweilig vorgesehenen Nachfolger, war das nicht der Fall. Es konnte wohl kaum einen grösseren Unterschied geben

als zwischen dem Marschall und diesem Berufspolitiker mit dem Gesicht eines Zigeuners und seiner liederlichen äusseren Erscheinung, der sich in seiner politischen Laufbahn als Minister oder sogar Ministerpräsident der verschiedensten Kabinette der Dritten Republik vom bösartigen Sozialisten zum konservativen Liberalen gewandelt hatte. 1940 war Laval die treibende Kraft für die legale Machtübergabe an den Marschall gewesen, womit es Frankreich möglich wurde, seinen internationalen Status zu wahren. Und Pétain war von der Geschicklichkeit, mit der Laval Senatoren und Deputierte beeinflusste, um von ihnen ein für unmöglich gehaltenes Abstimmungsergebnis zu erzielen, so beeindruckt, dass er ihn dafür in dankbarer Anerkennung zu seinem zweiten Mann machte.

Als mehrfacher Aussenminister mass Laval der internationalen Politik viel mehr Bedeutung bei als der von ihm nur verbal und scheinbar befürworteten Nationalen Revolution. Anfangs setzte er sich ohne Hintergedanken für die Kollaboration ein. «Ich hoffe auf den Sieg Deutschlands» – dieses sein Wort drückt seine unveränderte Einstellung deutlich aus. Als er es 1943 aussprach, fügte er hinzu: «weil es sonst in die Hände des Kommunismus fallen würde». Er tat es, um den Franzosen in ihrer grossen Mehrheit ein Argument für seine Unterstützung zu geben. Aber er hatte nicht bis zum Juni 1941 gewartet, um sich so deutlich zu erklären. Die Wähler des Arbeiterbezirks Aubervilliers hatten ihrem Bürgermeister und Abgeordneten immer wieder ihre Stimme gegeben, obwohl er aus seiner politischen Wandlung von links nach rechts kein Hehl gemacht hatte. Das neue Regime war für ihn nichts anderes als die notwendige Bühne. Im Grunde blieb er der Parlamentarier, der



*Laval und Hitler im Führerhauptquartier (1942). Links der deutsche Chef-
dolmetscher Schmidt. Mit dem Rücken zur Kamera: Reichsaussenminis-
ter von Ribbentrop. (Süddeutscher Verlag)*

weder nach seiner Überzeugung, noch nach seinem Wesen und seinen Freunden irgend etwas mit dem Nationalsozialismus gemein hatte. Und sein Verhalten war so pöbelhaft, dass der Marschall, der Laval's Mangel an Erziehung für einen solchen an Respekt hielt, ihn sehr bald zu hassen begann.

Der dritte Mann der Vichy-Regierung war der Grossadmiral Darlan. Der Oberbefehlshaber der französischen Kriegsmarine während der Kriegshandlungen von 1939-40 galt bei seinen Kameraden als Schreibtisch-Admiral. Tatsächlich hatte er an den Schreibtischen des Marineministeriums mehr Zeit verbracht als auf der Kommandobrücke von Kriegsschiffen. Der Grund für seinen schnellen Aufstieg bis an die Spitze der Kriegsmarine war seine Ergebenheit gegenüber dem republikanischen Regime. Das war nicht gerade das allgemeine Kennzeichen einer Marine, die von ihren Angehörigen bis in die untersten Dienstgrade weiterhin stolz «La Royale» (die königliche) genannt wurde und in der man es nie erreichen konnte, dass die beim Besuch des Staatspräsidenten an Bord angetretene Ehrenformation den vorschriftsmässigen Ruf «Vive la République» ausbrachte. Grossadmiral Darlan wurde von Pétain berufen, weil er Oberbefehlshaber der Kriegsmarine war, ebenso wie er den General Weygand in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber des Heeres herangezogen hatte. Die deutsche Regierung liess ihr Missfallen über diese letztere Ernennung wissen, da Weygands Deutschlandfeindlichkeit bekannt war, so dass sich Pétain darauf beschränken musste, ihn nur zum Delegierten der Regierung in Französisch-Afrika zu machen. Paradoxerweise machte sich Darlan gegenüber dem Staatschef und den deutschen Behörden den national-

stischen und englandfeindlichen Ruf der Marine zunutze, an deren Spitze er gerade deswegen gelangt war, weil er nicht die Einstellung seiner Kameraden teilte. In Wirklichkeit war er ein reiner Opportunist. Mehr Kollaborationist als Laval, den er zeitweilig als Regierungschef ablöste, wechselte er ins andere Lager hinüber, als ihn die alliierte Landung in Algerien überraschte. Die von ihm einst geführte Flotte blieb bis zum letzten Augenblick treu, und ihre Offiziere, die fast alle Anhänger von Maurras waren, nahmen verantwortungsvolle zivile Posten ein, vornehmlich als Polizeichefs in den unsichersten Departements.

Im Heer waren die Einstellungen nicht so einheitlich, aber es waren die in der Schule der Action Française herangebildeten Heeresoffiziere, die den Regimewechsel erzwangen und den Marschall umgaben. Fast alle seine Minister hatten der Bewegung angehört oder doch mit ihr sympathisiert. Im Kabinett des Staatschefs gab es nur Maurrassianer, und es waren Maurrassianer, die seine «Botschaften an die Franzosen» entwarfen. Die Legion der Frontkämpfer, die Jugendverbände, das Institut für korporative und soziale Studien, das Kommissariat für Judenfragen, das Radio, die Zensur usw. und später die Französische Miliz bestanden – bis auf ganz wenige Ausnahmen – aus Angehörigen oder doch zumindest Befürwortern der Action Française. Maurras selbst, der keine offizielle Stellung bekleidete, kam selten nach Vichy. Aber wenn er es tat, wurde er stets vom Marschall mit allen Ehren empfangen und über seine Ansicht zu den grossen Problemen des Augenblickes befragt. Und diese Meinung liess «der Meister», wie ihn alle nannten, regelmässig dem Kabinett des Staatschefs übermitteln. Als Pétain 1941 eine Zusammenstel-

lung seiner ersten Botschaften unter dem Titel «Paroles aux Français» herausgab, schickte er Maurras ein Exemplar mit der Widmung: «Dem französischsten der Franzosen».

Und auf deutscher Seite? Keiner der hohen Beamten des Dritten Reiches kannte Frankreich, mit Ausnahme von Ribbentrop, der nicht den Eindruck machte, als hätte er Verständnis oder gar Liebe für das Land. Sie hielten es für ein verkommenes Land, das in einem nicht rückgängig zu machenden Prozess biologischer und politischer Dekadenz begriffen war. Man kennt die so bezeichnende Anekdote, die SS-Brigadeführer Krukenberg, der Inspekteur der Division Charlemagne, von dem ersten Aufenthalt Himmlers in Paris nach dem Waffenstillstand berichtet hat. Als der Reichsführer seinen Wagen in den Strassen von Paris im Schrittempo am Bürgersteig entlang fahren liess, um sich die Pariser anzusehen, rief er überrascht und beinahe empört aus: «Das ist doch nicht möglich...! Viele von ihnen könnten genausogut Deutsche sein!» Diese allgemeine Unkenntnis in den höheren Kreisen Berlins sollte die Ursache für gewisse Schwierigkeiten sein.

Selbst Hitler machte von diesen Vorurteilen keine Ausnahme. Aber auf dem Gebiet der Aussenpolitik lag seinen Überlegungen stets (nur nicht in Bezug auf England) der kühlfeste Realismus zugrunde. In «Mein Kampf»* schrieb er: «Der unerbittliche Todfeind des

* Wörtlich nach Adolf Hitler: Mein Kampf, München 1943 (851.-855. Auflage). Die sonstigen deutschen Zitate dieser Arbeit wurden nach den vom Autor verwendeten französischen Quellen ins Deutsche zurückübersetzt. Sie sind daher – im Gegensatz zu diesem – nur sinngemäss, nicht wörtlich originalgetreu. (Der Übersetzer)

deutschen Volkes ist und bleibt Frankreich [...] das Schlussziel ihrer (der in Frankreich Regierenden) ausserpolitischen Tätigkeit wird immer der Versuch einer Besitzergreifung der Rheingrenze sein und einer Sicherung dieses Stromes für Frankreich durch ein aufgelöstes und zertrümmertes Deutschland [...] Ich glaube niemals daran, dass sich Frankreichs Absichten uns gegenüber je ändern könnten, denn sie liegen im tiefsten Grunde nur im Sinne der Selbsterhaltung der französischen Nation. Wäre ich selbst Franzose und wäre mir somit Frankreichs Grösse so lieb, wie mir die Deutschlands heilig ist, so könnte und wollte auch ich nicht anders handeln, als es am Ende ein Clémenceau tut. Das nicht nur in seiner Volkszahl, sondern besonders in seinen rassisch besten Elementen langsam absterbende Franzosentum kann sich seine Bedeutung in der Welt auf die Dauer nur erhalten bei Zerstörung Deutschlands.» Die unversöhnliche Feindschaft der beiden Länder als Ergebnis eines endgültigen historischen Determinismus könnte nicht klarer ausgedrückt werden.

Als er jedoch an der Macht war, gebrauchte Hitler eine andere Sprache. Kurz vor der Saar-Abstimmung vom Januar 1935, mit der dieses Gebiet zu Deutschland zurückkehren sollte, sagte er: «Die Saar-Frage ist das einzige Territorialproblem, das uns noch von Frankreich trennt. Wenn sie gelöst ist, wird es keinen sichtbaren und vernünftigen Grund mehr geben, dass sich die beiden grossen Nationen bis ans Ende der Tage bekämpfen. Vielleicht werden sich dann unsere ehemaligen Gegner darüber Rechenschaft ablegen, dass die Probleme, vor denen wir alle stehen, so gigantisch sind, dass wir sie gemeinsam lösen müssen, statt uns gegenseitig zu

bekriegen.» Und 1938: «Welche Folge auch immer die nächsten Ereignisse haben können, habe ich gegenüber Frankreich eine klare deutsche Grenze gezogen.» Und er fügte hinzu: «Die Elsass-Lothringer wünschen nicht, dass Blut fliesst, damit sie ins deutsche Vaterland zurückkehren.» Deutschland und Frankreich hätten «unzähligmal auf den Schlachtfeldern das Blut ihrer besten Söhne vergossen. Die Grenzen wurden mal in dieser, mal in jener Richtung um 50 oder 100 Kilometer verschoben. Auf diese Weise ist es unmöglich, zu einem endgültigen Ergebnis zu gelangen, aber wenn man damit fortfährt, werden beide Völker ihr bestes Blut vergiessen. Sie werden in Sorge und Misstrauen, in Furcht und Hass leben.» Und um diese Zitate, die man beliebig fortsetzen könnte, abzuschliessen: «Der Nationalsozialismus muss unserem Volk die Augen öffnen über das wahre Wesen der anderen Nationen und es unablässig daran erinnern, wer der wirkliche Feind ist. Er wird nicht den Hass gegen arische Völker predigen, von denen uns fast alles trennt, aber mit denen uns die Gemeinschaft des Blutes und eine in ihren grossen Zügen identische Kultur verbindet.»

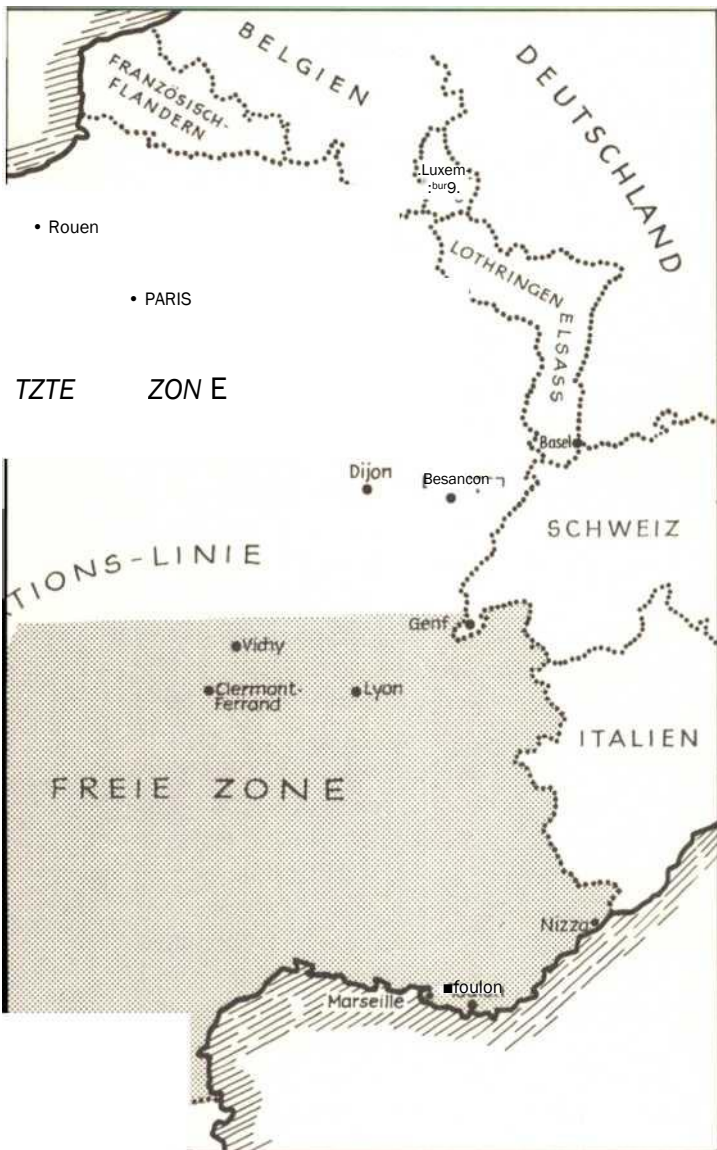
Entsprach der Wechsel der Worte einem wirklichen Wechsel des Denkens? Oder war es nur die Geschicklichkeit des Staatsmannes, der am Vorabend des Krieges im Osten in Frankreich eine Atmosphäre zuversichtlicher Passivität schaffen wollte? Als ein Pariser Verleger 1934 eine französische Ausgabe von «Mein Kampf» herausbrachte, liess Hitler sie auf gerichtlichem Wege einziehen, nicht bloss weil man seine Genehmigung nicht eingeholt hatte, sondern auch und vor allem, weil «es unaufrichtig ist, den Franzosen einen Text vorzulegen, der vom Ressentiment über die Rheinland-Beset-

zung geprägt ist, ohne die späteren Berichtigungen hinzuzufügen». Hin- und hergerissen zwischen ihrer Friedenssehnsucht und der Furcht, betrogen zu werden, zögerte jedoch die Masse der Franzosen – von einer bescheidenen deutschfreundlichen Minderheit abgesehen – an einen ehrlichen Sinneswandel zu glauben.

Der Waffenstillstand von 1940 mit seinen unerwartet günstigen Bedingungen einerseits und das deutsche Angebot einer Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern andererseits schienen eine der Glaubwürdigkeit des Führers günstige Auslegung zu unterstützen. Es war unbestreitbar, dass die Wehrmacht in einigen wenigen Tagen mehr die Mittelmeerküste ohne grössere Verluste hätte erreichen können, und dass Deutschland in der Lage war, Frankreich eine deutsche Militärregierung aufzunötigen und damit ein Schicksal zu bereiten, wie es bis dahin nur Polen vorbehalten war. Nichts dergleichen geschah. Andererseits hätte eine solche totale Besetzung des Mutterlandes das französische Kolonialreich England ausgeliefert, und die französische Flotte, ihrer Kampfkraft nach die zweite der Welt, hätte sich, dem Zwang der Ereignisse folgend, mit der britischen vereinigt, was zu verhindern für Deutschland von höchstem Interesse war. Es dauerte nicht lange, dass einige in Berlin getroffene Entscheidungen, auf die wir noch zurückkommen werden, die Zweifel der Franzosen bestärkten, auch derjenigen, die die Kollaboration am loyalsten, ja sogar mit Begeisterung befürworteten. Sie wurden noch verstärkt, als man nach dem Juni 1941 in der französischen Presse Hitler-Reden lesen konnte, in denen er von der Einheit, von der Organisation und von der Zukunft Europas sprach, während gleichzeitig die «Pariser Zeitung» (das Organ der deutschen Besat-

Frankreich 1940-1944. Der Waffenstillstand von 1940 teilte das Land in die deutsch-besetzte nördliche Zone und die unbesetzt gebliebene Südzone, in der sich der «Etat Français» mit der Hauptstadt Vichy bildete. Dieser blieb bestehen, nachdem Deutschland im November 1942 auch die Südzone militärisch besetzt hatte.





zungsmacht) dieselben Reden im Originaltext veröffentlichte, der statt des Wortes «Europa» ein anderes gebrauchte: «Deutschland».

In der südlichen Zone Frankreichs machte sich die deutsche Anwesenheit nur durch die üblichen Konsulate und durch die militärischen Waffenstillstands-Kommissionen bemerkbar, die so unauffällig wie möglich aufzutreten versuchten und grosszügig die Tricks übersahen, mit denen das besiegte Heer seine Männer und sein Material zu verbergen versuchte. In der nördlichen Zone war die Lage natürlich völlig anders. Wenn auch die öffentliche Verwaltung, die Gerichtsbarkeit und die Polizei unter der Hoheit der französischen Regierung verblieben, so waren doch die Anwendung der nationalen Gesetze und die Entscheidungen der örtlichen Behörden dem Einverständnis des «Militärbefehlshabers in Frankreich» unterworfen. Der erste, der dieses Amt ausübte, war der Admiral von Arnaud de la Périère, dessen Name den Franzosen Spass machte und sie Deutschen gegenüber zu der Scherzfrage veranlasste, ob da nicht eine Verwechslung vorliege und man ihn nicht gegen Pétains Verteidigungsminister, General Huntzinger, austauschen solle. Dieser Nachkomme französischer Emigranten von 1791 – er war kein Hugenotte und hegte daher keinen Groll gegenüber Frankreich – hinterliess bei der Bevölkerung keine Erinnerung, was bedeutet, dass er seine Funktionen zufriedenstellend erfüllte, ohne irgendwelche Öffentlichkeitsarbeit nötig zu haben. Das kann man von dem General von Stülpnagel nicht sagen, der aus Dummheit oder aus Treulosigkeit gegenüber seiner Regierung – er beteiligte sich in Ausübung seines Amtes an der Verschwörung vom 20. Juli 1944 – oder aus beidem zusammen alles nur

Mögliche tat, um die guten Beziehungen, die die deutschen Truppen zur französischen Bevölkerung unterhielten, zu stören, während er gleichzeitig die vorbeugenden Massnahmen von Himmlers Sicherheitsdienst (SD) behinderte. Er hasste erwiesenermassen Frankreich, und die Besatzung war für ihn eine glänzende Gelegenheit der Revanche. Er war es beispielsweise, der bei den ersten Terrorattentaten die Erschiessung von Geiseln befahl, die nicht etwa unter den Insassen der Gefängnisse ausgewählt, sondern aus der Bevölkerung genommen wurden, womit er der Politik der Kollaboration den schwersten Schlag versetzte. .

Den Militärbehörden war anfänglich die kleine Zweigstelle des SD in Paris unterstellt. Ihrem ersten Chef, SS-Brigadeführer Thomas, waren auf polizeilicher Ebene die Hände gebunden, da hier nur die Geheime Feld-Polizei handeln durfte, die anfänglich der Abwehr, später dem Militärbefehlshaber unterstellt war. Er stellte daher von vornherein Verbindung mit den nationalen Verbänden Frankreichs her, vor allem mit den Aktivisten der OSARN (Geheim-Organisation der National-Revolutionären Aktion), den «cagou-lards» (Kapuzenmännern) von gestern. Er wurde schon nach wenigen Monaten aufgrund eines Zusammenstoßes mit dem General von Stülpnagel aus dem Amt entfernt. Sein Nachfolger, der SS-Hauptsturmführer Knochen, ein zum Offizier des Nachrichtendienstes gewordener Doktor der Philosophie, organisierte seine Dienststelle nach dem Schema des SS-Hauptamtes. Seine Intelligenz, seine Lebenswürdigkeit und seine Liebe zu Frankreich ermöglichten es ihm, die schon unter Thomas hergestellten Beziehungen auszunutzen. Als im Mai 1942 der SS-Brigadeführer Oberg zum

«Obersten SS- und Polizeiführer und persönlichen Vertreter des Reichsführers SS» in Paris ernannt wurde, stieg Knochen schnell zum SS-Standartenführer auf, als welcher er praktisch den Befehl über den SD behielt. Oberg, der nicht sonderlich intelligent war, nichts von französischen Angelegenheiten verstand und dem auch seine äussere Erscheinung seine Aufgaben nicht erleichterte, war vernünftig genug, seinen viel tüchtigeren Untergebenen mit seinem Dienstrang und mit seiner Autorität gegenüber den militärischen Dienststellen zu decken und ihm freie Hand zu lassen. Der SD wurde bald der militärischen Befehlsgewalt entzogen und konnte regionale Zweigstellen einrichten, deren Netz schnell das gesamte besetzte Gebiet und ab Ende 1942 ganz Frankreich überzog. Oberg hatte sich persönlich die Beziehungen zur Wehrmacht und ihren Dienststellen sowie zur französischen Polizei vorbehalten. Mit dem deutschen Oberkommando (oder vielmehr gegen dieses) hatte er Erfolg. Gegenüber den französischen Behörden zeigte er sich freundschaftlich. Manchmal zu freundschaftlich:

Wir müssen jetzt auf diejenige Persönlichkeit zu sprechen kommen, die von deutscher Seite in Frankreich die herausragende Rolle spielte: auf Seine Exzellenz, den Herrn Deutschen Botschafter in Paris, Otto Abetz.

Unter seinem Titel verbargen sich die viel wichtigeren Funktionen eines Hohen Kommissars des Reiches. Abetz war kein Karriere-Diplomat. Vor dem Krieg hatte er Aufträge in Frankreich erfüllt, wobei es ihm mit relativem Erfolg gelungen war, Zugang zu den verschiedensten politischen Kreisen zu finden.

Frankophil bis zur Übertreibung und mit einer Französin verheiratet, war er der aufrichtigste Architekt der



Staatschef Pétain , der deutsche Botschafter Abetz und Admiral Darlan, der erste Befehlshaber der französischen Streitkräfte nach dem Waffenstillstand. Die Aufnahme stammt von 1941. (Süddeutscher Verlag)

Politik der Kollaboration. Sein Nationalsozialismus war sehr oberflächlich. Was er wollte, war die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich und das Ende der periodischen Kriege zwischen ihnen. Fünfzehn Jahre früher wäre er ein ausgezeichnete Vertreter Stresemanns oder Brünnings gegenüber Briand gewesen. Gewiss, er war dem Führer nicht untreu, aber ihm gefiel die Kollaboration besser als die französischen Kollaborateure, die ihm – vielleicht ohne dass er sich das eingestand – zu nationalsozialistisch waren. Deswegen verstand er sich so gut mit Laval und duldete – wahrscheinlich ohne sich darüber Rechenschaft zu geben – die Sabotage seines Untergebenen Achenbach, den viele (nicht ohne Grund) für einen Freimaurer hielten (er tauchte nach dem Krieg als Abgeordneter der Freien Demokratischen Partei in der Bundesrepublik wieder auf).

Dieser kurze Überblick über die Männer, die nach dem Waffenstillstand die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland in den Händen hielten, genügt für den Hinweis, dass sich die Kollaboration nicht ohne grosse Schwierigkeiten entwickeln konnte. An der Spitze standen der Führer, der noch vor wenigen Jahren die Ansicht vertreten hatte, dass die Feindschaft gegenüber Deutschland die natürliche, unüberwindliche und aner kennenswerte Bekundung des französischen Selbsterhaltungstriebes sei, und der «republikanische Marschall» von gestern. Beide, der eine aus politischem und militärischem Realismus und in fortschreitendem Bewusstsein der Notwendigkeit eines geeinten Europas, der andere aus politischem Realismus und in plötzlicher Erkenntnis des Strukturwandels, den die Ursachen und Folgen der Niederlage notwendig machten, akzeptier-

ten 1940 die Kollaboration, die für sie jedoch nichts anderes als das kleinere Übel sein konnte. Unter ihnen rangierten Männer, für die der Nationalsozialismus ein nicht sehr angenehmer Zufall war, mit dem man sich abzufinden hatte: der fähige politische Macher Pierre Laval und der Pazifist Otto Abetz. In dritter Reihe auf französischer Seite Minister und hohe Beamte, die ihre Ausbildung mehr oder weniger in der Schule der Action Française erfahren hatten, deren politische Ideen dem Nationalsozialismus sehr nahekamen, ja dessen Vorläufer waren, in denen aber noch immer, wenn auch vielleicht nur unbewusst, Nachwirkungen der Deutschfeindlichkeit des «Meisters» unverkennbar waren; und auf deutscher Seite, von der SS abgesehen, die die Dinge anders sah, deutschnationale und revanchistische Militärs.

Unter allen Persönlichkeiten, die in der Politik der Kollaboration eine Rolle spielten, gab es – mit einigen wenigen Ausnahmen – nur einen gemeinsamen Nenner: ihre völlige Unkenntnis des neuen Partners. Wenn man ein bisschen an dem Bild kratzte, das sie sich gegenseitig voneinander machten, wäre bei dem von den eifrigsten französischen Kollaborateuren entworfenen das Gesicht eines Neandertalers, bei demjenigen der frankophilsten Deutschen das eines verweichlichten, wenn nicht negroiden *graeculus* zum Vorschein gekommen.

III. KOLLABORATION ODER BÜNDNIS?

Die Unterzeichnung des Waffenstillstands-Abkommens liess sowohl die französische Zivilbevölkerung, von der sich mehrere Millionen in kopfloser Flucht auf den Strassen nach Süden befanden, als auch das geschlagene und in Auflösung begriffene Heer aufatmen. Nichts von dem, was die Kriegspropaganda hatte erwarten lassen, war eingetreten. Die Wehrmacht hatte bei ihrer Blitzoffensive jede nicht unbedingt notwendige Zerstörung vermieden und vor allem Paris geschont, das *in extremis* zur offenen Stadt erklärt worden war. Die Flüchtlingskolonnen waren nicht beschossen worden, obwohl sie den Vormarsch der Deutschen behinderten. Nur im Rhône-Tal hatten einige italienische Flugzeuge in Ermangelung anderer Heldentaten – Operationen dieser Art durchgeführt. In den besetzten Gebieten war das Verhalten der deutschen Truppen – wir sagten es schon – korrekt, ja herzlich. Der Erleichterung gesellte sich eine offen, wenn auch verschämt eingestandene Empfindung hinzu, die man geradezu als Anerkennung bezeichnen könnte.

Das Gegenstück dazu war ein tiefer Hass gegenüber England. Die französische Bevölkerung war sich vollkommen bewusst, dass es die britische Regierung gewesen war, die unter Benutzung einiger schlechter oder schwacher französischer Politiker den Krieg herbeigeführt hatte. Und sie wusste ganz genau, dass London während der Schlacht in Frankreich seine Luftwaffe

zurückgehalten hatte, so dass die französische in einem Verhältnis von eins zu sechs gegen die deutsche kämpfen musste. Und schliesslich war auch noch der englische Rückzug von Dünkirchen in aller Erinnerung. Nicht nur, dass das Expeditionskorps unter Lord Gort seine Stellungen aufgegeben hatte, ohne auch nur den französischen Generalstab zu benachrichtigen, war es bei der Evakuierung zu skandalösen Vorkommnissen gekommen. Unter dem Feuerschutz der örtlichen Befestigungen hatten die Briten ihre Truppen eingeschifft, während sie die französischen Soldaten am Strand ihrem Schicksal überliessen, ja sogar diejenigen von ihnen ins Wasser warfen, denen es gelungen war, eines der Schiffe zu erklimmen. Der Gipfel der Empörung wurde erreicht, als man erfuhr, dass die Briten sich überraschend in den Besitz der in englischen Häfen liegenden französischen Kriegsschiffe gesetzt hatten, darunter auch des «Surcouf», des damals grössten U-Bootes der Welt, Stolz der französischen Kriegsmarine. Damals konnte man in den Offiziers- und Unteroffiziersmessen, in den Kasernen und in der Öffentlichkeit wieder das alte Seemannslied aus der Zeit der Segelschiffe hören:

Buvons un coup, buvons en deux
A la santé des amoureux,
A la santé du roi de France.
Et merde pour le roi d'Angleterre
Qui nous a déclaré la guerre!

Fast die Gesamtheit der Schiffsbesatzungen, die in englische Gewalt geraten waren, und der Gebirgsjäger, die aus Norwegen auf die englischen Inseln evakuiert worden waren, verlangten und erreichten ihre Rückführung nach Frankreich. Für die sogenannten «Frei-Fran-

zösischen Streitkräfte» de Gaulles blieben nur ein paar hundert Mann übrig. Ihren Befehlshaber hatte man einige Monate zuvor, um ihn zum Staatssekretär für Verteidigung ernennen zu können, vom Oberst zum «provisorischen Brigadegeneral» befördert, weil seine militärischen Verdienste für eine reguläre Beförderung nicht ausreichten.

Einige Wochen nach Dünkirchen forderte die englische Flotte die französischen Kriegsschiffe, die in Erfüllung des Waffenstillstands-Abkommens entwaffnet im algerischen Stützpunkt Mers-el-Kébir lagen, zur Übergabe auf und nahm sie, als das Ultimatum abgelehnt wurde, unter Feuer, wobei mehrere Schiffe versenkt und 1'000 Besatzungsmitglieder getötet wurden. Damit konnte ein nahezu unglaubliches Bravourstück nicht verhindert werden. Der Panzerkreuzer «Strasbourg» nahm Munition an Bord, heizte die Kessel an, kappte die Ankertrossen, erkämpfte sich die Ausfahrt, versenkte drei englische Zerstörer und gelangte, von einigen kleineren Einheiten begleitet, in den Hafen von Toulon. In Vergeltung für den niederträchtigen Überfall auf Mers-el-Kébir, den allein De Gaulle zu rechtfertigen sich getraute, führten die Flugzeuge des französischen Stützpunktes Marrakesch in Marokko auf eigenen Entschluss ihres Kommandeurs, des Obersten du Jonchay, einen Strafeinsatz gegen Gibraltar durch, ihren einzigen Bombenangriff während des ganzen Krieges. Einige Monate später drangen englische Truppen in Syrien ein und griffen zusammen mit einigen zu ihnen übergelaufenen Elementen der französischen Fremdenlegion den winzigen Verband des französischen Kolonialheeres unter General Dentz an, der bis zur letzten Patrone kämpfte. Der Waffenstillstand von Saint-Jean

d'Acre sah die Heimführung der Truppen vor. Der Prozentsatz der Deserteure (fast ausschliesslich Fremdenlegionäre) war trotz der intensiven gaullistischen Propaganda unbedeutend.

Hier bekundete sich zum ersten (aber leider nicht letzten) Mal ein bedauerlicher Mangel an Psychologie und Information beim deutschen Oberkommando. Die französischen Streitkräfte in Syrien, deren Fliegerhorste der deutschen Luftwaffe als logistische Stützpunkte dienten, erwarteten verzweifelt die Hilfe des Reiches. Frankreich, das schon über keine eigene Luftwaffe mehr verfügte, konnte ihnen weder Verstärkungen noch Munition schicken. Obwohl Berlin durch Botschafter Rahn, der in französischer Uniform in vorderster Linie kämpfte, unterrichtet war, geschah nichts. Schlimmer noch: auf Ersuchen Vichys übernahm es die deutsche Luftwaffe, ein Regiment französischer Gebirgsjäger nach Syrien zu transportieren; aber die Maschinen wurden unterwegs auf Befehl von oben angehalten. Die deutsche Führung befürchtete, dass dieses ihr Eingreifen die Truppen des Generals Dentz veranlassen könnte, zu den Engländern überzulaufen!

Unter Franzosen ist es ein Gemeinplatz, von den Deutschen zu sagen, sie hätten auf internationalem Gebiet kein psychologisches Einfühlungsvermögen. Etwas davon trifft in jeder Beziehung auch hinsichtlich Frankreichs zu. Einige (leider authentische) Anekdoten zeigen das besser als die scharfsinnigste Untersuchung. Als Frankreich aufgrund des Waffenstillstands-Vertrages in zwei Zonen geteilt wurde, stellte man gut sichtbare Tafeln mit der zweisprachigen Beschriftung auf: «Demarkationslinie – Überschreiten verboten». Nach getaner Arbeit kehrten die Soldaten beruhigt und im

Bewusstsein erfüllter Pflicht in ihre Quartiere zurück. In den folgenden Wochen stellten sie jedoch zu ihrem Entsetzen fest, dass die Bewohner der anliegenden Ortschaften die Grenze wie eh und je überschritten. Für einen Deutschen ist ein Verbotsschild geheiligt; für einen Franzosen ist es ein Anreiz zum Ungehorsam, eine regelrechte Provokation. Die Kommandanturen liessen daher längs der Demarkationslinie Maschinengewehre in Stellung gehen, die sogar gelegentlich in Aktion traten, wenn eine Kuh ebenso wie der hinter ihr herlaufende Bauer das Verbotsschild missachtet hatte.

Die Besatzungsmacht behandelte also die Franzosen, als hätten sie den gleichen Sinn für Disziplin wie die Deutschen. Und als die Sache schiefging, nahmen sie ein Verhalten als feindselig, das jeder französische Gendarm hätte voraussehen können. In dieser Beziehung war das Verhalten der deutschen Polizei sehr charakteristisch. Anfänglich setzte sie ihr eigenes Personal ein, das nicht nur am Akzent, sondern auch schon von weitem an den in Frankreich unbekanntem weissen Regenmänteln zu erkennen war. Aufgrund verschiedener Misserfolge entschloss man sich, französische Hilfskräfte einzustellen. Was das für Franzosen waren, ist leicht vorstellbar – für einen Franzosen. Das ging so weit, dass man bei der Verhaftung eines Verbrechers durch die französische Polizei immer wieder erlebte, wie dieser einen Ausweis der Geheimen Feldpolizei oder des SD vorzeigte, weswegen die Bevölkerung die Deutschen beschuldigte, Kriminelle in Schutz zu nehmen. Ein anderes Beispiel für diese deutsche Fehleinschätzung des besetzten Landes ergab sich, als Frankreich nach dem Waffenstillstand nicht mehr als feindliches Land betrachtet wurde. Die deutschen Soldaten waren

daher den gleichen Vorschriften wie in ihrer Heimatgarnison unterworfen. Wenn sie in irgendeine Kneipe kamen, hängten sie Mütze und Koppel mit der dazugehörigen Seitenwaffe (Pistole oder Seitengewehr) an den dafür vorgesehenen Kleiderhaken. Wenn dann die Waffe nach einiger Zeit spurlos verschwunden war, erschien die Geheime Feldpolizei und verhaftete die anwesenden französischen Gäste, die natürlich nichts mit dem Waffenraub zu tun hatten.

Die «résistance» machte sich später diese psychologische Unzulänglichkeit der Deutschen systematisch zunutze, um in der Bevölkerung feindselige Gefühle zu erzeugen. Ein Terrorist ermordete meuchlings einen deutschen Soldaten, der in seiner Freizeit nichtsahnend über eine einsame Strasse schlenderte. Als Gegenmassnahme verhängte die Kommandantur Ausgangssperre über das ganze Stadtviertel, dessen Bewohner, die mit dem Mord natürlich nicht das geringste zu tun hatten, die Massnahme als unbillige Härte empfanden. Uns ist der Fall eines SD-Offiziers bekannt, Vertreter des Amtes VI in einer grossen Stadt im Süden Frankreichs, der in Erkenntnis des begangenen Fehlers Bekanntmachungen erliess, in denen erklärt wurde, dass diese militärisch sinnlosen Attentate nur begangen wurden, um Repressalien mit ihren negativen Auswirkungen auf das Verhältnis zur Bevölkerung zu provozieren. Das half überhaupt nichts. Der Bericht ging auf dem Dienstweg über Paris nach Berlin, wo er schliesslich in irgendeiner Abteilung des OKW landete. Zwei Monate später kam er, mit unzähligen Dienststempeln versehen, auf dem gleichen Weg zurück mit dem Entscheid: «Es darf nicht zugelassen werden, dass deutsche Soldaten ermordet werden, ohne entsprechende Gegenmassnahmen zu

ergreifen.» Niemand hatte oben irgend etwas begriffen. Manchmal handelte es sich aber auch einfach um Unkenntnis französischer Sitten und Gebräuche. Dafür gibt es ein komisches Beispiel. Im Sommer 1940 wurde die Provence, die in ihrer Versorgung weitgehend von den benachbarten Provinzen des Nordens abhängig ist, da ihre Landwirte vorwiegend Obst und Blumen züchten, von einer akuten Lebensmittelknappheit heimgesucht. Die deutsche Verwaltung wollte helfend eingreifen. Kaum war die Eisenbahnverbindung wiederhergestellt, schickte sie ein paar Güterzüge voll roter Rüben nach Marseille, wo man jedoch dieses zur deutschen Alltagskost gehörende Knollengewächs nur an Pferde verfüttert. Ein Teil der Bevölkerung, wenn auch gewiss nicht der intelligenteste, nahm die freundschaftliche Geste als Beleidigung.

Mit der Verständnislosigkeit deutscher Führungskreise verband sich der Verrat. Der tragischste Fall war der der Versenkung der französischen Hochseeflotte im Hafen von Toulon. Wir wiesen schon darauf hin, dass sich die «königliche» Kriegsmarine voll hinter den Marschall gestellt hatte. Ihre Traditionen, ihre unveränderliche Englandfeindschaft, die politischen Ansichten ihrer Offiziere, das Verhalten der Engländer vor und nach dem Waffenstillstand – all dies hatte zu einer Unterstützung der Politik der Kollaboration geführt. 1940 hatte das in Alexandrien liegende kampfstärke französische Geschwader nicht gezögert, die Aufforderung der britischen Admiralität, sich ihr zu unterstellen, damit zu beantworten, dass es seine 340er Geschütze mit der Drohung auf die Stadt richtete, sie in Schutt zu legen. Zwei Jahre lang blieb sie in dieser Position auf der Reede von Alexandrien liegen, während sich die

Engländer darauf beschränkten, pünktlich jeden Morgen ihre Versorgungsschiffe zu den französischen Einheiten zu schicken, damit diese ihre Drohung nicht wahr machten. In Anerkennung dieser Haltung wurde die befestigte Zone von Toulon, zu der auch der Hafen gehörte, in dem das lag, was von der französischen Kriegsmarine noch übriggeblieben war, nicht besetzt, als die Wehrmacht nach der alliierten Landung in Nordafrika in die bis dahin nicht besetzte Zone Frankreichs einmarschierte. Nicht einen Augenblick lang dachte der Befehlshaber der französischen Hochseeflotte, Admiral Graf Jean de Laborde, daran, die Anker zu lichten, um sich den Algier-Rebellen anzuschließen, und das, obwohl er durchaus in der Lage gewesen wäre, es zu tun, da seine Flotte höchstens auf die italienische gestossen wäre, die er spielend erledigt hätte. Man wusste ferner, dass sich das 2. leichte Geschwader in Casablanca buchstäblich hatte niedermachen lassen, indem es wie die Torpedoboote von Mers-el-Kébir in hoffnungsloser Unterlegenheit gegen die 406er Geschütze der englischen Grosseinheiten kämpfte, und dass der Admiral de Laborde verzweifelt, aber vergeblich bei Admiral Auphan, dem Staatssekretär der Marine, den Befehl zum Auslaufen erbeten hatte, um seinen Kameraden zu Hilfe zu kommen. Es war gewiss nicht seine Schuld, dass er ihn nicht erhalten hatte.

Warum dann brachen Truppen der SS-Division «Das Reich», der 7. Panzer-Division, begleitet von kleinen Marineverbänden, die aus der Bretagne herangeführt worden waren, am Morgen des 17. November 1942, als die französischen Streitkräfte in voller Übereinkunft mit der deutschen Kriegsmarine die gemeinsame Verteidigung der französischen Mittelmeerküste vorbereiteten,

in die befestigte Zone Toulons ein? Das wissen noch heute, 40 Jahre danach, nur sehr wenige: Der Führer hatte von seinem Abwehr-Chef, dem Admiral Canaris, einen Bericht erhalten, in dem dieser Hitler meldete, die französische Flotte in Toulon stehe im Begriff, zu den Alliierten überzugehen. Canaris wurde als Verräter in englischen Diensten nach dem 20. Juli 1944 gehängt. Aber da war das Unglück schon geschehen. Laborde hatte den strikten Befehl, seine Einheiten zu versenken, wenn er nicht verhindern könnte, dass sich eine fremde Macht, welche auch immer es sei, in ihren Besitz zu setzen versuchte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als diesen Befehl auszuführen. Als ihn der Kapitän zur See Heilbronn zur Übergabe aufforderte, erwiderte er: «Ich habe das Ehrenwort des Führers, dass Toulon nicht besetzt würde. Und ich habe mein Ehrenwort gegeben, dass weder ich, noch meine Schiffe den Hafen von Toulon verlassen würden. Ich habe mein Ehrenwort gehalten. Warum haben Sie mich angegriffen?»

Weder der deutsche Kapitän, noch sein Vorgesetzter, Admiral Wever, noch der General Funk konnte ihm antworten. So führte Verrat ein neues Scapa Flow herbei. Vielleicht ahnte Hitler irgendwie die Wahrheit, als er einige Monate später den Befehl gab, der französischen Kriegsmarine die beiden einzigen Schiffe – darunter den Panzerkreuzer «Strasbourg» –, die wieder instandgesetzt werden konnten, zurückzugeben.

Die Affäre Toulon hatte schwerste Auswirkungen auf die Politik der Kollaboration, da sie bei ihren Überzeugtesten französischen Anhängern das Vertrauen zerstörte, das sie trotz aller Ungeschicklichkeiten, der Verständnislosigkeit und der Missverständnisse immer noch den Absichten der deutschen Regierung entgegenbrach-



ADOLF HITLER

BERLIN, den

z. Zt. Führerhauptquartier,
den 10. November 1941.

Herr Marschall !

Lassen Sie mich zunächst aufrichtig danken für das Schreiben, in dem Sie mir anlässlich der Wiederkehr des Tages von Montoire Ihre gleichgebliebenen Empfindungen übermitteln. Auch ich erinnere mich an die bewegte Stunde, in der ich Euere Exzellenz, den einstigen Marschall französischer Soldaten des Weltkrieges und verehrungswürdigen Chef des heutigen französischen Staates und seiner Regierung kennenlernen durfte.

Aus Ihrem Brief, Herr Marschall, glaube ich, ein schmerzliches Bedauern entnehmen zu dürfen darüber, daß die vor einem Jahr eingeleitete Zusammenarbeit nicht zu den Resultaten führte, die man hätte erwarten können.

Seiner Exzellenz
dem französischen Staatschef
Herrn Marschall Philippe Pétain.

Vichy.

Herr Marschall, damals Ihre Zustimmung gaben.

Lassen Sie mich, Herr Marschall, diesen Brief schließen mit der Versicherung meiner persönlichen Verehrung für Sie, und mit dem Wunsche, daß zum Nutzen unserer beiden Völker und damit ganz Europas doch noch der Weg einer Zusammenarbeit gefunden wird, die mithilft, einen Krieg erfolgreich zu beenden, an dessen Fortsetzung nur die ewigen Feinde Europas ein Interesse haben können. Deutschland ist jedenfalls entschlossen, dieses Mal Kompromisse einmal für immer abzulehnen. Unser Wille, Europa für die Zukunft vor der Wiederholung einer solchen Gefahr sicherzustellen, ist ein unabänderlicher.

Mit den ergebensten Wünschen,

Ihr

A handwritten signature in dark ink, appearing to be a stylized name, possibly 'H. J. ...', written over a small horizontal line.

ten, und bei den Zweiflern die Befürchtung bestärkte, sich durch Berlins Doppelspiel haben täuschen zu lassen. Der Ausdruck «ein Fetzen Papier», mit dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg 1914 den Vertrag über die Neutralität Belgiens abgetan hatte, kehrte in aller Erinnerung zurück, und die Deutschenfeinde hielten es mit ihnen, indem sie von der «ewigen deutschen Doppelzüngigkeit» sprachen. Insgesamt waren sich die Einsichtigen auf beiden Seiten des Rheins schon lange vorher darüber klar, dass die Kollaboration von Frankreich zuviel oder zuwenig verlangte.

Etymologisch bedeutet «Collaboration» (vom lateinischen *laborare cum*) «Teilnahme an einem Werk mit einem oder mehreren anderen». Es ist ein zweideutiges Wort, das einzige, das die französische Sprache kennt, um den Doppelbegriff auszudrücken, den die deutsche Sprache mit den Worten Zusammenarbeit und Mitarbeit bezeichnet. Die deutschen Behörden verwendeten im offiziellen Schriftverkehr stets das Wort Zusammenarbeit. Aber das französische Wort dafür setzt ebenso wie das deutsche Wort Mitarbeit eine Ungleichheit der Positionen voraus. Der Chef einer Firma oder einer Zeitung spricht von seinen Mitarbeitern als seinen Untergebenen. Der Angestellte würde sich nie erlauben, den Chef als seinen Mitarbeiter zu bezeichnen. Im Fall der deutsch-französischen Beziehungen entsprach das Wort also vollkommen der aus der Niederlage entstandenen Realität. Aber es war wenig glücklich – und daran trug Pétain die Schuld – sich ständig daran zu erinnern. Indem man das durch die Verwendung eines beschämenden Begriffes tat, verstärkte man nur im Bewusstsein vieler Pétain -Anhänger die Auffassung, dass die Kollaboration nichts anderes als ein provisori-

scher Vorwand war, um die Folgen des verlorenen Krieges abzumildern und Zeit zu gewinnen, bis sich das Blatt wendete, während andere in entgegengesetztem Sinn reagierten und hofften, aus der Kollaboration möge ein Bündnis werden.

Am 13. Dezember 1940 war Laval durch den Staatschef Knall und Fall seines Postens enthoben und auf seinem Schloss Châteldon in Hausarrest geschickt worden. Die Massnahmen waren die Folge einer kleinen Verschwörung, die einige Personen aus der engsten Umgebung des Marschalls zusammen mit seiner Leibgarde angezettelt hatten, einer Einheit der uniformierten politischen Polizei, deren Führer aus einer deutschfreundlichen Abspaltung der «Cagoule» hervorgegangen war, und die zwei Jahre später bei der «Résistance» landete. Pétain befreite sich bei diesem Coup von dem «unerträglichen Politikaster» Laval, der sich geweigert hatte, ihm einen schriftlichen Bericht über seine Tätigkeit zu geben, weil es, wie er mit Recht begründete, in der Umgebung des Marschalls jemand gab, der den Intelligence Service über alles unterrichtete, was in Vichy passierte. Die Reichsregierung nahm die Entfernung Lavals als eine der Kollaboration feindliche Massnahme, und Otto Abetz übernahm es in militärischer Begleitung persönlich, den vorgesehenen Pétain-Nachfolger aus seinem Zwangsaufenthalt zu befreien. Trotzdem lehnte es Pétain ab, den Mann wieder in seine Ämter einzusetzen, den er monatelang so schwer ertragen hatte, und ernannte an seiner Stelle den Admiral Darlan.

Dieser musste wohl oder übel beweisen, dass er ein überzeugterer Anhänger der deutsch-französischen Annäherung als sein Vorgänger war. Hitler benutzte die

entstandene Lage, um den neuen Regierungschef, den der Marschall als seinen Nachfolger vorgesehen hatte, nach Berchtesgaden kommen zu lassen und ihm ein regelrechtes Bündnis in gebührender Form vorzuschlagen, das im Prinzip angenommen wurde. Durch die Protokolle vom 28. März 1941 trat Frankreich seine Militärstützpunkte in Syrien und Tunis sowie den Marine-Stützpunkt Dakar an Deutschland ab. Es verpflichtete sich ferner, die kleinen Kolonien Tschad und Kongo, die sich vom Mutterland getrennt hatten, möglicherweise mit deutscher Hilfe zurückzuerobern. Das bedeutete den Krieg mit England. Als Gegenleistung genehmigte Berlin die Wiederbewaffnung und Vergrößerung des Heeres nach dem Waffenstillstands-Vertrag (100'000 schlecht bewaffnete Soldaten) sowie der Kolonial-Armee.

Das war das Bündnis. Aber das Protokoll hatte eine Präambel, die besagte, dass seine Klauseln von der Erfüllung «gewisser politischer und wirtschaftlicher Bedingungen» abhängig seien. Wurden diese Bedingungen zwischen Hitler und Darlan diskutiert? Das weiss man nicht. Was wir kennen, ist nur das von der französischen Regierung aktenmässig Festgehaltene. Danach bestanden ihre Bedingungen grundsätzlich in der Freilassung der Kriegsgefangenen, der Aufhebung der Demarkationslinie, der Reduzierung der Besatzungskosten und vor allem einer Garantie der territorialen Unversehrtheit Frankreichs und seines Kolonialreiches sowie der französischen Souveränität. Für einige Minister waren diese Forderungen vielleicht der beste Weg, das Protokoll ungültig zu machen. Für andere (und zweifellos auch für den Marschall) waren sie eine Etappe auf dem Weg zu einem vorteilhaften Friedens-

vertrag. Jedenfalls wollte Deutschland schon die erste Forderung (Freilassung der Kriegsgefangenen) nicht sofort erfüllen, womit auch die weiteren einstweilen blockiert waren. Die Lage hatte sich noch nicht verändert, als die Alliierten am 8. November 1942 in Nordafrika landeten und der erbitterte Widerstand, den Frankreichs Heer und Kriegsmarine den an Menschen und Material unvergleichlich überlegenen USA-Streitkräften entgegensetzten, Hitler veranlasste, Frankreich ein Bündnis «durch dick und dünn» vorzuschlagen.

Die Wehrmacht hatte 1940 2'300'000 französische Kriegsgefangene eingebracht. Nach und nach waren davon 700'000, beginnend mit den Teilnehmern am Ersten Weltkrieg und Verwundeten, entlassen worden. 1941 befanden sich noch 1'600'000 Offiziere und Mannschaften in deutschem Gewahrsam, von denen im Lauf der Zeit weitere 400'000 in die Heimat entlassen wurden, während 250'000 andere als freie Arbeitskräfte in Deutschland verblieben. Warum liess man zum Besten der Kollaboration nicht alle frei? Aus Sicherheitsgründen? Offensichtlich nicht. Die gut behandelten Kriegsgefangenen waren Deutschland nicht feindlicher gesonnen als die übrigen Franzosen und wären im Gegenteil für eine Massnahme dankbar gewesen, die sie alle erhofften. Der wirkliche Grund war ein wirtschaftlicher: die zur Wehrmacht eingezogenen Deutschen mussten auf ihren Arbeitsplätzen in den Fabriken und auf dem Land ersetzt werden. So verständlich das auch sein mochte, blieb es doch nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, ein neues französisches Heer aufzustellen und in den Kampf zu schicken, solange sich noch französische Soldaten in den Oflag und Stalag befanden. Vielleicht hätte sich diese Schwierigkeit überwinden lassen, wie

man es später teilweise und schlecht versuchte. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Was Deutschland nicht tun konnte, war, die territoriale Unversehrtheit Frankreichs zu garantieren, denn dessen Auseinanderreissung war – in offener Verletzung des Waffenstillstands-Vertrages – bereits eine vollendete Tatsache. Hitler, der kurz vor dem Krieg für immer auf Elsass-Lothringen verzichtet hatte, fügte das alte Lothringen dem Reich wieder ein, indem er es dem Gauleiter von Baden unterstellte. Es fehlte Deutschland für dieses Vorgehen nicht an Gründen, obwohl es bedeutete, dass man zur Politik der sich verschiebenden Grenzen zurückkehrte, die der Führer so scharf verurteilt hatte. Aber auch die Franzosen hatten ebensogute Gründe, die Massnahme abzulehnen. Sie war jedenfalls auf dem Gebiet der deutsch-französischen Beziehungen ein schwerer politischer Fehler, den die Ungeschicklichkeit des Gauleiters Bürckel sofort auch auf psychologisches Gebiet übertrug, indem er die frankophilen Elsass-Lothringer mit nur einem Koffer in der Hand über Nacht ausweisen liess. Sie überschwemmten ganz Frankreich als Zeugen und Opfer einer Gewaltmassnahme. In den folgenden Jahren ging die Germanisierung des Gebietes bis zur Lächerlichkeit, wenn etwa die französischen Familiennamen der verbliebenen Elsass-Lothringer übersetzt wurden, so dass sich die Dupont in Brückner, die Douvier in Daubner und die Dumoulin in Müller verwandelten.

Niemand hat die Lage der Elsass-Lothringer besser gekennzeichnet als der – 1945 wegen Kollaboration erschossene – Dichter Robert Brasillach, der sie «Kinder aus einer geschiedenen Ehe» nannte. Elsass und Lothringen hatten unter einer eigenen Dynastie, dem

Geschlecht der Anjou aus der französischen Provence, zum Reich gehört. Wenn wir von dem Gebiet von Nancy absehen, dessen französischer Charakter nie bestritten wurde, war ihre Bevölkerung von deutscher Sprache und Kultur. Aber als sie unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. annektiert wurden, war das Reich kein Vaterland mehr, sondern nur noch eine vage politische Konföderation. Frankreich war, wie wir gesehen haben, eine multinationale Gemeinschaft, die den föderalen Einheitsstaat mit der Achtung gegenüber den örtlichen Partikularismen verband. Die Untertanen des Königs konnten, ohne in irgendwelche Konflikte zu geraten, gleichzeitig Bretonen, Provenzalen oder Burgunder auf der einen und Franzosen auf der anderen Seite sein, weil ihr Souverän gleichzeitig Herzog der Bretagne, Graf von Provence und Herzog von Burgund war. Das einzige, was sich mit der Annexion geändert hatte, war das Bildnis des Souveräns in den Amtsgebäuden.

Aber mit der Französischen Revolution und Napoleon begann das dezentralisierte Frankreich im Verlauf eines Prozesses, der noch heute nicht abgeschlossen, ja sogar rückläufig ist, sich in eine «einzige und unteilbare» Nation zu verwandeln, wie die jakobinische Formel lautete. Auf dem Weg über die zwangsweise Laienschule wurden die Bürger in allen Landesteilen von klein auf in Franzosen ohne jeden Zusatz umgeformt. Die Lehrer pflanzten den Kindern einen Patriotismus ein, der im Militärdienst weitergezüchtet wurde. So wurden auch Elsass und Lothringen französisiert, nicht so sehr in Bezug auf Sitten und Gebräuche und noch weniger in Bezug auf die Sprache (noch im vergangenen Jahrhundert wurde in Strassburg nicht mehr Französisch gesprochen als in Berlin), sondern in Bezug auf die

Empfindungen. Es war der Irrtum Bismarcks, der den beiden von Frankreich abgetrennten Provinzen den Status eines Reichslandes gab, statt aus ihnen ein weiteres Bundesland zu machen, der dazu beitrug, dass der französische Patriotismus (die «Gallomanie», wie sich Wilhelm II. in seinen Memoiren ausdrückte) bis zum Krieg von 1914 erhalten blieb. Diese Empfindung schwächte sich auf den ersten Blick merkwürdigerweise zwischen den beiden Weltkriegen immer mehr ab, und zwar in dem Umfang, wie sich Paris bemühte, aus den Elsass-Lothringern wirkliche Franzosen zu machen. Diesen Anstrengungen widerstand übrigens allein die Action Française, die schon immer die Selbstständigkeitsbestrebungen der Provinzen unterstützt hatte. In Strassburg gab sie ein zweisprachiges Wochenblatt «Le National d'Alsace-Lorraine» heraus, und in den in diesem Gebiet abgehaltenen Versammlungen versäumte sie es nie, auch einen deutschsprachigen Redner hinzuzuziehen. Wir sagten vorhin «auf den ersten Blick», weil es in Wirklichkeit nur logisch ist, dass die Elsass-Lothringer frankophil sind, wenn sie legal Deutsche sein sollten, und germanophil, wenn sie legal zu Frankreich gehören, weil sie nämlich immer Elsässer und Lothringer bleiben und sich in dem einen wie dem anderen Fall unbehaglich fühlen.

Vielleicht hätte Deutschland 1940 mit dem Französischen Staat, der eine Dezentralisation und grössere Selbständigkeit der Provinzen befürwortete, über ein Autonomie-Statut für die ewigen «verlorenen Provinzen» verhandeln können. Man versuchte es nicht einmal. Man verleibte sie dem Reich ein. Später hätte man es, selbst wenn man es wollte, nicht mehr gekonnt, ohne mit den deutschen Nationalisten und den Revanchisten

des Grossen Generalstabs ernsthaft zusammenzustossen. Weniger verständlich war es, dass das französische Flan- dern (die Departements des Nordens und des Pas-de- Calais) von Frankreich abgetrennt und Belgien zuge- schlagen wurden, eine Massnahme, die (1943 rückgängig gemacht) eine spätere Neuaufteilung Europas auf Kosten Frankreichs anzukündigen schien. Das einheitli- che Grosse Reich sollte alle deutschen Bevölkerungs- teile umschliessen und unter seiner Oberhoheit ein Mosaik von theoretisch souveränen kleinen Nationen nach dem Muster der Slowakei. Allein die Existenz Frankreichs war schon eine Gefahr. Nichts garantierte, dass ein siegreiches Deutschland sein Gebiet nicht auf- teilen würde, wie es die Kapetinger mit dem Reich gemacht oder doch versucht hatten. Konnte es unter diesen Umständen ein Bündnis zwischen den beiden Ländern geben?

Was die französischen Kolonien betraf, so konnte es dem Reich natürlich nur recht sein, sie aus dem Krieg herauszuhalten, weil die Alternative ihr Übergang in die Gewalt Grossbritanniens war. Vielleicht hätte sich Hit- ler – sogar um den Preis seiner islamischen Politik – zu einer Garantie ihrer Unversehrtheit bereitgefunden. Anders wäre seine Zurückweisung (in Hendaye) der spanischen Forderungen auf Marokko und die algeri- sche Provinz Oran nicht verständlich, die Franco zur Bedingung gemacht hatte, um der Wehrmacht den Durchmarsch durch sein Gebiet zu gestatten, und sein Verständnis für die Weigerung der französischen Regie- rung, Madagaskar für die Ansiedlung der europäischen Juden zur Verfügung zu stellen, «ein Schicksal, das Frankreich», wie es in der Antwort des Marschalls hiess, «als Schutzmacht den Eingeborenen nicht zumuten

kann». Aber das Bündnis mit Italien verbot Hitler eine totale Garantie, wie Frankreich sie wünschte. Nicht, dass der Führer für Italien übermässige Bewunderung oder auch nur Vertrauen zu ihm gehabt hätte. Aber er musste es befragen. Nun verlangte aber Rom Nizza, Savoyen, Korsika und Tunis, wohl als Belohnung für seinen glorreichen Feldzug von 1940, als es acht Tage vor dem Waffenstillstand ein schon besiegtes Frankreich angriff, das jedoch das Invasionsheer nicht nur zurückwarf, sondern es auf seiner Flucht bis nach Italien hinein verfolgte und Genua unter Artilleriebeschuss nahm, ohne dass die italienische Flotte eingriff, die niemals und nirgends kämpfte, bis sie sich den Engländern ergab. Durch seine Loyalität gegenüber dem Verbündeten und durch seine Freundschaft mit Mussolini gebunden, konnte sich Hitler Frankreich gegenüber in Bezug auf Tunis nicht festlegen.

Als die für einen Kriegseintritt an der Seite Deutschlands von der französischen Regierung gestellten Bedingungen zurückgewiesen wurden, war die Möglichkeit eines Bündnisses ausgeschlagen. Man stolperte in einer Kollaboration weiter, die keinen der beiden Partner befriedigen konnte. Eine grosse Gelegenheit war verlorengegangen. Zusammen mit Frankreich hätte das Reich die Engländer aus Afrika herauswerfen und das Mittelmeer abriegeln können. Die nordamerikanische Landung in Nordafrika und in Italien wäre unmöglich geworden. Die französische Flotte hätte sogar eine Invasion der englischen Inseln ermöglichen können, was bis dahin durch die Beherrschung des Ärmelkanals durch die Home Fleet verhindert worden war. Die Besetzung Englands wiederum hätte die USA von ihrem Kriegseintritt und jedenfalls von der Landung in

der Normandie abgehalten. Aber das vereinigte Europa blieb Propaganda und seine Verwirklichung einem besseren Morgen vorbehalten, das wir ohne sie nicht erleben werden.

IV. ACHT «EINHEITSPARTEIEN»

Beim Wechsel des Regimes hatte sich die Republik mit ihren Institutionen bereits aufgelöst. Einige wenige Gesetze genügten, um eine vollendete Tatsache legal zu bestätigen. Eines von ihnen ersetzte die «République Française» durch den «Etat Français», ein anderes die demokratische Devise «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» durch «Arbeit, Familie, Vaterland» und im Staatswappen die phrygische Mütze durch die «francisque», die doppelschneidige Axt. Ein drittes Gesetz löste die politischen Parteien auf, die praktisch bereits verschwunden waren und deren Funktionäre – die Kriegstreiber von 1939 – zum grossen Teil im Gefängnis oder Hausarrest sassen. Frankreich musste neue Institutionen bekommen.

In Paris und Vichy dachten einige an eine Einheits- oder Staatspartei nach deutschem und italienischem Muster. Auf Empfehlung von Maurras, der jede Partei – dem Ursprung des Wortes entsprechend – für einen Teil und damit für einen Faktor der Spaltung hielt, verwarf der Marschall die Idee. Die Nation sollte auf der Grundlage der sozialen Gruppen und der organischen Gemeinschaften wiederaufgerichtet werden, der Familie und des Berufs, der Gemeinden und Provinzen. Trotzdem spürte Pétain die Notwendigkeit der Unterstützung durch eine volkstümliche Organisation. Der Militär fand die ihm gemässe Lösung, indem er die

Französische Legion der Frontkämpfer gründete. Von seinen Soldaten aus dem Grossen Krieg umgeben, fühlte er sich sicher. Sie würden ihn nicht im Stich lassen. Und er hatte gewiss recht. Was er nicht bedacht hatte, war, dass seine Untergebenen von 1916-1918 inzwischen das reife Alter von 40 bis 70 Jahren erreicht hatten, dass sie brave Männer waren, aber keinerlei politische Bildung hatten. Nur ihre Führer waren zum grossen Teil durch die Schule der Action Française gegangen, der sie angehörten oder doch nahestanden. So leisteten die Legionäre mit Begeisterung ihren Treueid auf den Sieger von Verdun. Aber ihre Betätigung beschränkte sich im Wesentlichen auf gelegentliche Vorbeimärsche mit Soldatenkappi und Kriegsauszeichnungen nach den Klängen von Militärmärschen aus längst vergangenen grossen Zeiten. Die Legion spendete Beifall, aber keine politische Kraft.

In der nördlichen Zone und besonders in Paris, einer Stadt, die schon vor dem Krieg mehrheitlich national eingestellt war, bot sich eine völlig andere Lage dar. Die französische Regierung war weit weg und hinter einer Demarkationslinie, die sich erst Ende 1942 öffnen sollte. Das Echo der Nationalen Revolution war nur schwer vernehmbar und übertönt von einer gut gemachten deutschen Propaganda. Wenn die Kollaboration in der Südzone einer der politischen Aspekte eines umfassenden Regierungswerkes war, so nahm sie im Norden von vornherein vorwiegend revolutionäre Gestalt an. Die Action Française war von der Besatzungsmacht aufgelöst und ihre in Lyon herausgegebene Tageszeitung verboten worden. Die nationalistischen Aktivisten zögerten nicht, sich gemäss ihren Neigungen in verschiedenen «nationalen Parteien» neu zu organisieren, die



Vorbeimarsch der L. V. F. auf den Champs-Élysées in Paris am 27. August 1943

alle das gleiche Ziel hatten: die Einheitspartei von morgen zu werden.

Zwei von ihnen kennen wir bereits. Die Französische Volkspartei (PPF) hatte schon vor dem Krieg eine gewisse zahlenmässige Stärke, vor allem in den industriellen Vororten der Hauptstadt und in Marseille. Dazu besass sie in Jacques Doriot einen echten Führer, der seine Meisterschaft in der Kunst der politischen Agitation in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der kommunistischen Partei Frankreichs erworben hatte. Er war kein Intellektueller, und die Lehrmeinung machte ihn nicht bewegungsunfähig. «Fragen wir Maurras», pflegte er zu sagen, wenn es sich um doktrinäre Fragen handelte. Aber er war mit der Hingabe des Konvertiten zutiefst antikommunistisch und hielt die nationale Revolution nur unter gleichzeitiger Durchführung einer sozialen Revolution für möglich. Eine aus Jugendlichen, die zum grössten Teil aus der Arbeiterschaft stammten, gebildete Miliz, die bald auch Uniform tragen sollte, stellte eine beachtliche Sturmtruppe dar. Die Partei selbst setzte sich aus ehemaligen Kommunisten und Angehörigen der Action Française zusammen.

Ganz anders war die Revolutionäre Sozial-Bewegung (MSR). Es handelte sich um nichts anderes als die alte *Cagoule* aus der Vorkriegszeit, die bei der Reorganisation nur – zumindest äusserlich – ihren Charakter als Geheimbund abgelegt hatte. Ihre Doktrin war die der Action Française, aus der auch fast alle ihre Führer und besten Aktivisten stammten. Aber alle hatten schon längst den engen Nationalismus Maurras' überwunden. Bereits 1936 erhielt die *Cagoule* Waffen aus Italien als Gegenleistung für gewisse politische Gefälligkeiten, wie es etwa die Liquidierung der Gebrüder Roselli in Paris

war, deren einer dort eine dem Duce lästige antifaschistische Zeitschrift in italienischer Sprache herausgab. Während des Spanischen Bürgerkriegs spielten *cagoulards*, die sich in die Reihen der Roten infiltriert hatten, eine wichtige Rolle für Francos Sieg. Während der Schlacht von Teruel fuhr einer von ihnen einen Munitionswagen für die Roten. Er liess ihn, als der Rückzug begann, auf einer bereits bombardierten, aber noch benutzbaren wichtigen Brücke in die Luft gehen, wodurch dem republikanischen Heer der Fluchtweg abgeschnitten wurde. Jetzt, nach 1940, bekannte der MSR Farbe: seine Miliz trug schwarze Uniform. Aber er verzichtete deswegen nicht auf Untergrundarbeit und Sprengstoff. Eine seiner Einsatzgruppen führte in der Südzone die Hinrichtung des ehemaligen Volksfront-Innenministers Max Dormoy durch, der seinerzeit im Auftrag Blums die *Cagoule* zerschlagen hatte. In der Nordzone legten einige seiner Aktivisten im Einvernehmen mit dem SD Feuer an die Pariser Synagogen.

Der oberste Führer der *Cagoule* (und des MSR), Eugene Deloncle, hatte sich 1935 von der Action Française in der Überzeugung getrennt, dass Maurras der revolutionäre Schwung fehle. Dieser höchst intelligente und entschlossene Schiffsbau-Ingenieur war der geborene Intrigant. Er liebte die Geheimniskrämerei, die Verschwörungen und okkulten Kräfte. Zurzeit der *Cagoule* hatte er seine Leute in die höchsten Kreise der Republik infiltriert. Die Offiziere ganzer Regimenter und mancher General mit wichtigem Kommando hörten auf ihn. Er unterhielt Kontakte zum Ausland. Der Zweck heiligte für ihn die Mittel. Sein Ziel war nicht so sehr die nationale und soziale als die antikommunistische Revolution. Der Verfasser kennt seine Überlegun-

gen vom Tag nach der französischen Niederlage. Er stellte sich selbst nicht die Frage «Was müssen wir tun?», sondern «An welche Kraft müssen wir uns halten?» Deutschland gewann den Krieg. Man musste also mit den Deutschen Zusammenarbeiten. Aber mit welchen Deutschen? Mit den deutschnationalen Militärs?

Mit den opportunistischen Diplomaten? Nein. Nach dem Sieg würde die allein wichtige Kraft des Nationalsozialismus die SS sein. Deloncle nahm also Verbindung mit SS-Brigadeführer Thomas auf, dem ersten SD-Chef in Paris. Die Aktivisten des MSR, wirkliche Revolutionäre, standen solchen Überlegungen gewiss fern. Für sie war der Krieg nicht national, sondern ideologisch. Auf der einen Seite die Plutodemokraten, die Freimaurer, die Kommunisten, die Juden – auf der anderen die Kameraden, gleich welcher Nationalität. Mit ihnen «durch dick und dünn», wie Hitler sagen würde.

Unter den nach dem 1940er Krieg auftretenden Parteien verdient der Franzismus kaum erwähnt zu werden, der in ganz Frankreich nur ein paar hundert Mitglieder hatte. Es war eine winzige ausgesprochen nationalsozialistische Gruppe, deren Beziehungen mit Deutschland offen und notorisch waren. Die Franzisten mit ihren blauen Uniformhemden waren jedes Jahr auf dem Nürnberger Parteitag vertreten. Nur ihnen war es als Franzosen gestattet, ihre Uniform auch in Deutschland zu tragen. Ihr Führer, Marcel Bucart, einer der höchstdekorierten Soldaten des Ersten Weltkrieges, erweckte in Frankreich kein besonderes Vertrauen. Einmal wurde nach entsprechenden Enthüllungen der «L'Humanité» seine Moral angezweifelt, zum andern stand er in dem Verdacht, ganz einfach ein deutscher Agent zu sein. Der Franzismus zählte jedenfalls nicht. Ebenso-

nig zählte die Nationalkollektivistische Partei Pierre Clémentis, eines Korsen, dessen Tapferkeit seine völlige politische Unfähigkeit nicht auszugleichen vermochte, noch die Französische Liga eines anderen Korsen, Pierre Constantini.

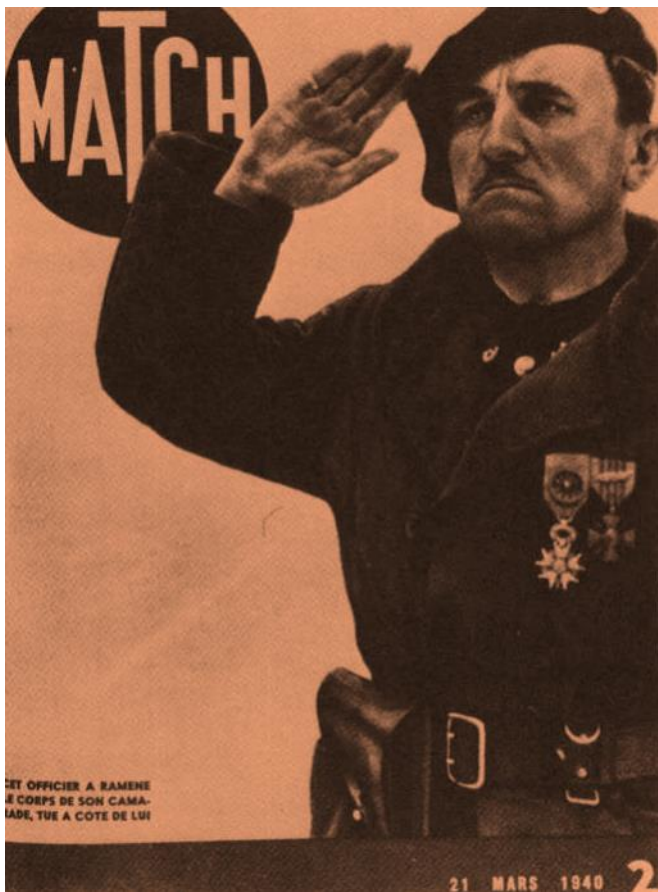
Die «Volkstümliche Nationale Sammlung» (Rassemblement National Populaire = RNP) hatte einen ganz anderen Ursprung. Ihr Chef, Marcel Déat, kam aus der Sozialistischen Partei. Beim Scheitern der Volksfront war er 1937 zusammen mit Adrien Marquet, dem Abgeordneten und Bürgermeister von Bordeaux, ausgetreten und hatte seine neosozialistische Partei gegründet. In einer ähnlichen Entwicklung, wie sie Henri De Man in Belgien durchmachte, war dieser Professor zu einer Ablehnung des Marxismus und der revisionistischen Parteipolitik, den beiden Kennzeichen des französischen Sozialismus, gelangt, um einen nationalen Sozialismus neuer Prägung zu proklamieren. Er hatte gewiss nichts von Maurras. Seine Doktrin war nicht ganz frei von den Mythen von 1789, aber er war auch nicht mit dem Schutt einer Geschichte belastet, die er für vollkommen überwunden hielt. Mehr Pazifist als Nationalsozialist, war er dafür vorbestimmt, sich glänzend mit Otto Abetz zu verstehen. Und er verstand sich mit ihm ausgezeichnet. Seine aktiven Kräfte waren wenige, aber durch die Hilfe der Deutschen Botschaft war ihr Einfluss nicht zu unterschätzen.

Bleibt noch eine Organisation zu erwähnen, die – genau genommen – keine Partei war, aber doch hier genannt werden muss. In der Südzone hatte die Legion der Frontkämpfer von vornherein aus ihren Reihen einen Ordnungsdienst (SOL) aufgestellt, dessen jugendliche Angehörige in Uniform die Aufgabe hatten, bei

Veranstaltungen und Aufmärschen die amorphe Masse der «Alten» in Ordnung und sicherem Schutz zu halten. Der Führer der Legion in Nizza war ein wirklicher Held des Ersten Weltkrieges. Sein persönlicher Einsatz – ein Handstreich, der es dem französischen Oberkommando ermöglichte, im Juli 1918 Tag und Stunde der letzten deutschen Gegenoffensive zu erfahren – war für den französischen Sieg entscheidend gewesen. Der Marschall wusste das und hatte ihn deswegen mit seinem Posten betraut. Aber Joseph Darnand war kein Mann, der nach Beifall heischte. Als ehemaliger *camelot du roi* war er einer der Führer der *Cagoule* im Süden gewesen.

Er war nicht besonders intelligent, wohl aber hart, fanatisch und dazu tapfer. Er wurde sich bald darüber klar, dass mit der Legion der Frontkämpfer nichts anzufangen war. Dagegen konnte der Ordnungsdienst SOL brauchbar sein, freilich nicht in dem bürokratischen und verknöcherten Rahmen, in dem er entstanden war, und ebensowenig mit dem in Vichy herrschenden «Jahrmärkte-Patriotismus». Darnand arbeitete einen Plan aus. Er liess sich von Pétain zum nationalen Führer des SOL ernennen. Als das erreicht war, trennte er ihn von der Legion und verwandelte ihn schliesslich in die Französische Miliz. Laval unterstützte ihn. Er war froh, die Macht einer Organisation zu verringern, die ihm seine Unfähigkeit und Weichheit auf dem Gebiet der Innenpolitik vorwarf, und gleichzeitig der Französischen Volkspartei (PPF), die für seinen Geschmack zu schnell an Umfang und Einfluss zunahm, eine von ihm kontrollierte Organisation gegenüberstellen zu können. Er sollte es bald bedauern.

Laut Artikel 2 ihres Statuts war die Französische Miliz ein Verband von Freiwilligen, «moralisch bereit



Joseph Darnand, Held zweier Weltkriege, auf dem Titelblatt der Zeitschrift MATCH während der «drôle de guerre»

und körperlich geeignet, nicht nur den neuen Staat in seinen Handlungen zu unterstützen, sondern auch für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen». 15'000 Mitglieder des SOL – es gab nur wenige, die sich ausschlossen – wurden in die Miliz überführt. Weitere 15'000 Freiwillige schlossen sich ihr an. Die *Franc-Garde*, ein ständiger, kasernierter Verband in einer Uniform, die derjenigen der Gebirgsjäger des französischen Heeres ähnelte, umfasste 5'000 Mann. Die anderen Mitglieder der Miliz stellten eine Reserve dar, die jederzeit zum aktiven Dienst mobilisiert werden konnte. Alle Offiziere und ein grosser Teil der Mannschaften kamen aus der Action Française, manchmal auf dem Umweg über die *Cagoule*. Alle waren entschiedene Befürworter der Kollaboration. Aber es war nicht schwierig, unter ihnen zwei Tendenzen zu unterscheiden. Für die reinen Nationalisten war die französische Beteiligung am Kampf gegen die «resistance» notwendig, um die innere Lage des Landes zu verbessern und einen vorteilhaften Frieden nach dem deutschen Sieg vorzubereiten, während für die «Europäer» der nationale Rahmen schon überwunden war. Alle jedoch waren Darnand fanatisch treu ergeben, und alle sollten den Kampf bis zum Ende durchstehen.

Für den Chef war der bewaffnete Kampf in Kriegszeit – und Frankreich befand sich nolens volens wieder im Kriegszustand – der einzige Weg an die Macht. Kampf war aber ohne Waffen nicht möglich. Er erbat sie von Laval, der ihm antwortete, er habe keine, was richtig war. Darnand sollte sie sich von den Deutschen verschaffen. Das war nicht so einfach, da die militärischen Besatzungsbehörden mit einem gewissen Misstrauen das Entstehen einer paramilitärischen Streit-

macht beobachteten, die der französischen Regierung unterstand und deren Führer in ihrer grossen Mehrheit tapfere Frontkämpfer des Ersten oder des Zweiten oder sogar – wie Darnand selbst – beider Weltkriege waren. Auch die deutschen politischen Behörden waren wenig begeistert. Darnand packte den Stier bei den Hörnern.

Er fuhr nach Deutschland und nahm Verbindung mit einem der engsten Mitarbeiter Himmlers, SS-Obergruppenführer Berger, auf, einem überzeugten Befürworter der Europäisierung der Waffen-SS. Die Schwierigkeiten verflüchtigten sich. Die Miliz erhielt Waffen aus den alten Beständen des französischen Heeres und konnte so wirkungsvoll in den Kampf gegen die *maquis* eingreifen, die sich bereits zu rühren begannen.

Darnands Plan war richtig. Bald ernannte ihn der Marschall zum Generalsekretär, später zum Staatssekretär (mit Ministerrang) für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung mit Befehlsgewalt über sämtliche Sicherheitskräfte. Ohne auf ihre paramilitärische und parapolizeiliche Rolle zu verzichten (eher im Gegenteil), verwandelte sich die Miliz schnell in eine richtige Partei, die einzige, die (neben Doriots PPF) in beiden Zonen zugelassen war. Damals machte Doriot kaum ein Hehl aus seinem Anspruch auf das höchste Amt im Staat. Angesichts des Zersetzungszustands, in dem sich Vichy befand und auf den wir noch zurückkommen werden, wollte er so etwas wie ein französischer Quisling werden. Darnand dagegen versuchte, innerhalb des Französischen Staates zu immer mehr Macht zu gelangen. Nach dem Sieg, so meinte er, würde es nicht schwierig sein, Laval auszuschalten und sich unter der nominellen Autorität Pétains (solange dieser noch lebte) in den Chef einer ebenso französischen wie revo-

lutionären Regierung zu verwandeln, die sich in einem Europa unter deutscher Führung Respekt zu verschaffen wissen würde. Das vergossene Blut wäre die beste Garantie für den Erfolg. Schon Doriot war als Freiwilliger in die Französische Legion gegen den Bolschewismus eingetreten und hatte als solcher fast zwei Jahre lang in Russland gekämpft. Darnand trat in die Waffen-SS ein.

Acht «Einheitsparteien» – das waren sieben zuviel. Sagen wir sechs, denn die untaugliche Legion der Frontkämpfer zählte kaum, trotz – oder wegen – der Zahl ihrer Mitglieder. Warum duldeten die deutschen Behörden in der Nordzone, wo sie alle Machtvollkommenheit besaßen, eine derartige Spaltung? Sie duldeten sie nicht nur, sie förderten sie. Sie unterstützten regelrechte Einheitsparteien in Norwegen, Holland, Flandern und Wallonien. Das waren kleine Länder, die in Europa kein Eigengewicht hatten und nie haben würden. Bei Frankreich war das etwas anderes. Was wäre, wenn nach dem Sieg eine mächtige, mit dem Nationalsozialismus identifizierte Einheitspartei, die durch ihren militärischen Einsatz zum Mitsieger geworden war, ein Mitspracherecht hätte und ein Diktat nicht zulassen würde? Was würde geschehen, wenn ein solider und politisch unangreifbarer französischer Staat sich jeder Zerstückelung seines Gebietes widersetzen würde? Mit verschiedenen rivalisierenden politischen Führern wäre Frankreich leichter zu lenken. Der deutsche Nationalismus war stärker als der europäische Nationalismus. In umgekehrter Anwendung der Politik des Westfälischen Friedens versuchte Berlin, die Angelegenheiten (Frankreichs) in möglichst grossen Schwierigkeiten unter Spannung zu halten. Die Franzosen, die die Kollaboration

überwunden hatten und, die Waffen in der Hand, zum Bündnis übergegangen waren, erkannten das Spiel und trugen keine Bedenken zu sagen, dass die Deutschen ihre eigene Lehre nicht begriffen hätten. Das Europa der Nationen war nichts als reine Propaganda. Aber sie kämpften weiter. Erst musste der gemeinsame Feind besiegt sein. Danach würde man versuchen, zu einer Übereinkunft mit Deutschland zu gelangen. Alle waren sich darüber klar, dass das nicht leicht sein würde.

V. DIE »RESISTANCE«

Als die Französische Miliz entstand, hatte sich die innere Lage Frankreichs schon ernsthaft verschlechtert. Fern war die Zeit, da die ganze Bevölkerung von Hass gegen die Verantwortlichen des Unglücks überschäumte und in dem Marschall ihren Retter sah. Zweieinhalb Jahre waren seit dem Waffenstillstand vergangen, und das Leben hatte sich seitdem nicht verbessert, sondern verschlechtert. In den Städten fehlte es an allem, an Nahrungsmitteln, Kleidung, Brennstoffen. Die deutschen Truppen waren in ihrem Verkehr mit den Franzosen weiterhin korrekt, aber ihre Gegenwart wurde als lästig empfunden. Die Politik der Kollaboration hatte nicht die erhofften Früchte getragen. Deutschland stand andererseits im Begriff, den Krieg zu verlieren. Die Russen flohen oder ergaben sich nicht mehr. Die Nordamerikaner eroberten Französisch-Nordafrika; der Versuch des Afrika-Korps, Ägypten zu erreichen, war gescheitert. Die Franzosen begannen, die BBC mit offeneren Ohren zu hören. Hatte der General De Gaulle nicht vielleicht recht gehabt, auf die Seite des Siegers zu setzen, von dem schliesslich das Schicksal der Nation abhängen würde?

1940 hatte ein französischer Offizier, seit wenigen Wochen Unterstaatssekretär im Kriegsministerium des Kriegshetzers Paul Reynaud und Deserteur (er hatte Frankreich ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten verlassen), einen Aufruf zum Widerstand an die französi-

sche Bevölkerung gerichtet. Frankreich habe eine Schlacht, aber nicht den Krieg verloren. Alle Franzosen in Grossbritannien, ob Soldaten oder Zivilisten, sollten sich seinem Befehl unterstellen, um den Kampf fortzusetzen. Dieser Aufruf hatte so wenig Widerhall gefunden, dass De Gaulle wenige Tage nach dem Waffenstillstand dem General Weygand, Oberbefehlshaber des französischen Heeres, ein Telegramm mit der Bitte schickte, ihm ein Flugzeug zur Verfügung zu stellen, um ihn nach Frankreich zurückzubringen. Die Engländer, die ihn aus Frankreich herausgeholt hatten, als die Schlacht noch in vollem Gange war, und die sehr genau wussten, warum und wozu sie das taten, hatten verständlicherweise kein Interesse daran, seine Rückkehr zu erleichtern. Der Marschall Pétain, der ihn zwischen den Kriegen zwei Jahre lang als Adjutanten gehabt hatte, bewahrte eine schlechte Erinnerung an seinen Untergebenen. Die Militärs schätzten ihn im Allgemeinen wenig.

Der Hauptmann De Gaulle hatte 1916 in Douaumont kapituliert, ohne Widerstand – oder doch jedenfalls nicht den letzten – zu leisten. Nach 1918 aus Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, hatte er den Truppendienst nach Möglichkeit vermieden und bequeme, wenn auch wenig angesehene bürokratische Dienststellungen vorgezogen. Unter den Offizieren aristokratischer Herkunft rief es ironisches Lächeln hervor, dass De Gaulle die Partikel vor seinem Familiennamen falsch (nämlich klein) schrieb und so den (irrigen) Eindruck erweckte, als sei er adlig (der Familienname De Gaulle kommt vom flämischen *De Wall* = die Mauer). Auch die Veröffentlichung seiner Bücher hatte das Ansehen dieses Intellektuellen – jedenfalls bei den Kameraden seiner eigenen Waffe, der Kavallerie – nicht gehoben. Über-

flüssig zu sagen, dass die Gunst und die politische Stellung, die er in der «Regierung der Schande» genossen hatte, sein Bild in der Vorstellung seiner Kameraden auch nicht verbesserten. Schliesslich war er nach seiner Flucht von einem ordentlichen Kriegsgericht wegen Feigheit vor dem Feind zum Tode verurteilt worden.

Und das Urteil hatte kein Geringerer als der damalige Befehlshaber der Militärregion von Montpellier, General de Lattre de Tassigny, bestätigt, ein begeisterter Anhänger Pétains wie damals alle Welt.

Die Bücher des Majors De Gaulle waren jedoch hervorragend. Sie traten für die Schaffung eines hochtechnisierten Berufsheeres ein, um das aus der Französischen Revolution hervorgegangene Volksheer zu ersetzen, das den Anforderungen des modernen Krieges schon nicht mehr entsprach. Sie empfahlen die Verwendung der Panzer nicht mehr zur Unterstützung der Infanterie, sondern in Spezialeinheiten, die die gleiche Rolle wie früher die Kavallerie spielen sollten (wobei freilich der General Estienne zu erwähnen vergessen wurde, der diese Theorie schon 1918 aufgestellt hatte). Sie untersuchten schliesslich die Beziehungen zwischen Streitkräften und Politik, und zwar mit einer sehr wenig demokratischen Einstellung, hinter der bereits ein vorgezeichneter Weg erkennbar wurde. In seinem Buch «Au fil de l'épée» (Auf des Degens Schneide) schrieb er: «Ist das Leben ohne Gewalt überhaupt denkbar?...

Schild der Herren, Schutzwehr der Throne, Rammbock der Revolutionen, verdanken wir ihr Ordnung wie Freiheit. Wiege der Städte, Szepter der Reiche, Grabstätte des Niederganges, gibt die Gewalt den Völkern das Gesetz und bestimmt ihr Schicksal.» Und weiter: «Es gibt unter den Waffenträgern keine leuchtende Lauf-

bahn, die nicht einer grossen Politik gedient hat, noch den hohen Ruhm des Staatsmannes, der sich nicht mit dem Glanz der Landesverteidigung geziert hat.» Und schliesslich: «An solcher Glut können sich die vornean stehenden Ehrgeizigen – Künstler der Kraft und Hefe im Teig – begeistern, die im Leben keinen anderen Sinn sehen als den, den Ereignissen ihren Stempel aufzudrücken, und die vom Ufer aus, wo die gewöhnlichen Tage sie zur Untätigkeit zwingen, nur von der Flut der Geschichte träumen.» Ein ganzes Programm...

Ehrgeizig war De Gaulle gewiss. Und vornean stand er schliesslich auch, ohne in der Wahl der Mittel kleinlich gewesen zu sein, dorthin zu gelangen. Der Monarchist schloss seine Proklamationen und Ansprachen mit dem Ruf «Es lebe die Republik!». Der Antisemit umgab sich mit Juden, nicht ohne sich bei dem «Oberst» Passy, dem Chef seines Nachrichtendienstes, zu beschweren: «Ich erwartete, die besten Franzosen würden sich mir zur Verfügung stellen, und es kamen nur dreckige Juden (sales juifs).» Der Antikommunist sollte in Algier bedingungslose Anhänger Moskaus zu Ministern ernennen und in Paris den Generalsekretär der kommunistischen Partei Frankreichs, Maurice Thorez (Deserteur von 1939), zum Stellvertretenden Ministerpräsidenten. Der Antidemokrat akzeptierte die Mitarbeit alter Politiker der Dritten Republik, obwohl er sie verabscheute. Aber in seinem kleinen Generalstab gab es fast ausschliesslich Männer, die aus der Action Française und der *Cagoule* hervorgegangen waren: den «Oberst» Passy, den wir schon kennen, den «Oberst» Saint-Jacques, den «Oberst» Rémy, den «General» Guillain de Bénouville, den (richtigen) Oberst Groussard, der noch kurz zuvor in Vichy Chef der Schutz-Gruppen gewesen

war. Später sollten es gleichfalls Männer oder Anhänger der Action Française, aber Berufssoldaten sein, denen er bei der Invasion den Befehl über seine Truppen anvertraute: die Generale de Lattre de Tassigny, de Monsabert, Ledere de Hauteclocque, Juin und andere. Er selbst war weltanschaulich von Maurras geformt und hatte sogar an der militärischen Monatsbeilage der Zeitung «L'Action Française» (unter Pseudonym) mitgearbeitet.

Seltsames Paradoxon: diese nationalistische Bewegung lieferte beiden Seiten die Führer. Bei der Niederlage hatten viele ihrer Männer im ersten Augenblick geschwankt, hin- und hergerissen zwischen ihren dem Nationalsozialismus so nahen Ideen und ihrer Deutschfeindlichkeit oder zumindest ihrem Misstrauen gegenüber den Absichten Deutschlands. Nur einige wenige jedoch liessen sich von Empfindungen leiten, die andererseits durch die ideologische Solidarität mit Italien und Spanien in den vorhergehenden Jahren weitgehend abgeschwächt worden waren. Die grosse Mehrheit schloss sich der Stellungnahme des «Meisters» gerne an. Dann kam die geographische Teilung Frankreichs. Wir sagten schon, dass in der Südzone die Action Française der Regierung des Marschalls ihre besten Mitarbeiter und der Legion der Frontkämpfer einen guten Teil ihrer Kader zur Verfügung stellte. In der Nordzone traten ihre Aktivisten den «nationalen Parteien» bei, wie sie (und andere) später im ganzen Land den Kern der Miliz bildeten. Maurras seinerseits bewahrte sich als geistiger Motor und Berater Pétains seine Unabhängigkeit. Seine politische Position war äusserst unbequem. Einerseits unterstützte er bedingungslos den Marschall und sein Regime. Aber er kritisierte schärfstens die Weichheit,

mit der die Regierung und später Laval, den anzugreifen die Zensur nicht gestattete, den Juden, Freimaurern, Politikern, Gaullisten, Kommunisten und später den «Verrätern von Algier» entgegentrat. Mit einer Heftigkeit, die von keinem Organ der französischen Presse, nicht einmal in Paris, übertroffen wurde, prangerte der «Meister» Tag für Tag die relative Straflosigkeit an, mit der die einen und die anderen auftreten und handeln konnten, und verlangte, dass für sie und notwendigenfalls auch für ihre Familienangehörigen die Todesstrafe eingeführt werde.

Andererseits bekundete Maurras, obwohl er sich weigerte, eine Meinung über die Kollaboration abzugeben, seine Opposition gegen jede Erfüllung der deutschen Forderungen ohne Gegenleistung. Nicht, dass er sich mit dem Kampf, den das Reich gegen Angelsachsen und Sowjets führte, nicht solidarisch gefühlt hätte. Man konnte sogar aus seiner Feder (die sich dabei merkwürdigerweise nicht sträubte) eine Lobeshymne auf das «herrlich junge deutsche Heer» lesen. Er nahm es diesem nur übel, dass es Hunderttausende seiner Soldaten in Frankreich beschäftigungslos liess, die doch so dringend in Russland gebraucht wurden! Der Verfasser wohnte im Juli 1944 einer tragikomischen Szene bei. Der «Meister» bedrohte mit seinem Spazierstock den Wachtposten, der ihm den Zutritt zum Dienstgebäude des SD in Lyon verweigerte, wo er dem Dienststellenleiter erklären wollte, dass er zwei seiner verhafteten Mitarbeiter freilassen und statt ihrer ihn einsperren solle, den einzigen Verantwortlichen für die von ihm herausgegebene Zeitung. «Was machen Sie hier in meinem Land, statt dass Sie die Bolschewisten bekämpfen?» schrie er den Soldaten an, der weder die Worte noch

ihren Sinn verstand. Was Maurras nicht wusste, war, dass es einen persönlichen Befehl Himmlers gab, den «Meister» nicht anzurühren, was dieser auch immer tun möge. Der eifrigste französische Kollaborateur hätte das nicht erwartet. Sogar die Ablehnung der Bildung von französischen Freiwilligen-Verbänden für die Ostfront durch Maurras beruhte auf seinem engen Nationalismus, so sehr dieser auch durch die Ereignisse überwunden war. Den Krieg in Russland, so meinte er, sollten die Deutschen führen, und sie machten das ganz gut (sic). Die Franzosen hätten in Frankreich zu kämpfen, wo Gaullisten, Kommunisten, Partisanen und Juden die Nationale Revolution und die Zukunft des Landes gefährdeten. Diese Einstellung spiegelte der Text wider, der vier Jahre lang in einem Kästchen rechts neben dem Titel der «L'Action Française» Tag für Tag erschien: «La France, la France seule» («Frankreich, allein Frankreich» oder etwas freier übersetzt: «Frankreich, Frankreich über alles»). Was Otto Abetz, der für Maurras nicht die geringste Sympathie hegte, sagen liess: «Dann soll auch Frankreich allein bezahlen».

In London hatte De Gaulle einige hundert Freiwillige für seine Frei-Französischen Streitkräfte zusammengebracht, die selbst nach dem Krieg in Syrien und nach der Rekrutierung in den wenigen und unbedeutenden Kolonien, die sich ihm angeschlossen hatten, auf nicht mehr als 3500 Mann kommen sollten. Sein Versuch, sich 1941 in den Besitz von Dakar zu setzen, hatte ihn von der Nutzlosigkeit jeder eigenen militärischen Aktion überzeugt. Die Garnison der Stadt unter dem Befehl des Oberst Salan, des späteren Chefs der Algerischen Geheim-Armee (OAS), dem er nie verzeihen sollte, hatte De Gaulles Landungstruppen ins Meer zurückge-

worfen. Er selbst war während des Angriffs wohlweislich an Bord eines der britischen Hilfsschiffe geblieben. Seine Berufung und sein Ehrgeiz lagen nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiet. Um sie zu verwirklichen, musste man in Frankreich den Geist des Widerstandes gegen die Deutschen und vor allem gegen die «Pseudoregierung von Vichy» wecken. Dazu war die BBC besser geeignet als die Frei-Französischen Streitkräfte. Der englische Rundfunk strahlte schon vor dem Waffenstillstand Programme in französischer Sprache mit gaullistischer Propaganda aus, die von einer Gruppe von Sprechern, Journalisten, Publizisten und Psychologen bemerkenswert gut gemacht wurden.

Zwei Jahre lang waren die Ergebnisse dieser Propaganda mager. Frankreich stand noch ganz im Bann der Persönlichkeit des Marschalls, die Erinnerung an Krieg und Niederlage war noch zu gegenwärtig und die Feindseligkeit gegenüber England zu lebendig, als dass die Franzosen Gefallen daran gefunden hätten, sich offensichtliche Lügen anzuhören, oder dass sie sich Hoffnungen auf Versprechungen machten, die von der unmittelbaren Vergangenheit widerlegt wurden. Später änderte sich das. Inzwischen arbeitete der Intelligence Service auf seinem Gebiet. Über ein De Gaulle unterstelltes geisterhaftes «Bureau Central de Renseignement et d'Action» organisierte er mit einigen entschlossenen, aber meist unfähigen Männern in Frankreich ein Spionage- und Sabotage-Netz. Da ihm keine Spezialisten zur Verfügung standen, rekrutierte er die grösstmögliche Zahl von Freiwilligen, die während einiger Wochen oder Monate Informationen sammelten, häufig unbedeutende oder falsche, oder hier und da ein Attentat vorbereiteten, das meistens fehlschlug. Die Verluste

waren enorm und die Ergebnisse kümmerlich. Die politische Agitation, der bald die ersten Anfänge der Guerilla folgten, begann erst mit dem deutschen Feldzug gegen die Sowjetunion. Die Kommunisten, die bis dahin passiv geblieben waren, wurden nun aktiv. In den Bergen von Savoyen und im Zentralmassiv erhoben sich die ersten *maquis*.

Das Wort stammt aus dem korsischen Dialekt und bedeutet etwa «Strauch», ein wildes und schwer zugängliches Gebiet (daher die abschätzigen deutschen Wortbildungen «Strauchritter», «Strauchdieb»). Im *maquis* Korsikas suchten seit undenklichen Zeiten die «Kavaliersverbrecher» Zuflucht, die im Verlauf einer familiären *vendetta* straffällig geworden waren. Die ersten französischen Partisanen griffen das korsische Wort auf. Man begann, die verschiedenen irregulären Kampfverbände, die sich im Gebirge verbargen, *maquis* zu nennen. Ihre Zahl wuchs seit Ende 1942. Theoretisch in den Französischen Streitkräften des Innern (FFI) organisiert, spalteten sich die Guerilla-Banden in zwei Hauptgruppen. Die *Armée Secrète* wurde grundsätzlich von Offizieren des Waffenstillstands-Heeres geführt, das die Deutschen Ende 1942 auflösten, als sie infolge der nordamerikanischen Landung in Nordafrika auch die Südzone besetzten. Die *Franc-tireurs Partisans* (FTP) standen unter kommunistischer Führung. Das Geheime Heer hatte eine zwiespältige Einstellung. Innenpolitisch folgte es der Linie Pétains, aussenpolitisch derjenigen De Gaulles. Es war den Politikern, Freimaurern, Kommunisten und Juden ebenso feindlich gesonnen wie den Kollaborateuren. Das war keine sehr bequeme Position und führte zu widersprüchlichen Handlungen. Manchmal kämpfte es gegen die Miliz, bei anderen Gelegen-

heiten wieder führte es praktisch mit dieser zusammen Operationen gegen die FTP durch, von denen es angegriffen wurde, um sich in den Besitz der Waffen zu setzen, die die Engländer mit Fallschirmen abwarfen und die anfänglich nur für das Geheime Heer bestimmt waren. Die kommunistischen Guerilleros (FTP) brauchen nicht näher beschrieben zu werden. Wegen ihrer Tüchtigkeit teilten die Engländer auch ihnen bald bedeutende Quoten an Waffen, Munition, Lebensmitteln und Geld zu.

Wenn wir von Tüchtigkeit sprechen, so ist das jedoch – auf militärischem Gebiet – sehr relativ zu verstehen. Die *maquis* waren so wenig aggressiv wie möglich, und ihre Taktik bestand – wie diejenige aller Guerilleros – darin, dem offenen Kampf auszuweichen. Schlecht ausgebildet und schlecht bewaffnet – die Engländer, enttäuscht darüber, dass 80% ihrer abgeworfenen Nachschublieferungen in die Hände der Abwehrkräfte fielen, stellten extra für die Widerstandskämpfer Maschinenpistolen her, die so primitiv waren, dass sie unter denen, die sie gebrauchten, mehr Verluste verursachten als unter dem Gegner – waren die *maquis* nichts weiter als lästig, womit sie in ihren Operationsräumen die Deutschen und die französischen Abwehrkräfte nötigten, ihre Fahrzeuge auf den Strassen im Konvoy fahren zu lassen. Vom Standpunkt der gaullistischen Propaganda aus stellten sie eine Waffe mit doppelter Schneide dar. Einerseits zeigten sie die wachsende Lebhaftigkeit der «résistance», andererseits aber zogen sie sich den Hass der ländlichen Bevölkerung zu, die sie erschreckten und beraubten, und indirekt eines guten Teiles der gesamten Bevölkerung, die sie spontan *maquisards* zu nennen begann, indem sie dem Wort *maquis* eine abschätzig

Nachsilbe der französischen Sprache anhängte. Auf anderem Gebiet waren sie den angestrebten Zielen wirklich nützlich. Sie dienten kleinen Gruppen von Terroristen als Stützpunkte, von denen aus Sabotageakte an den Verbindungswegen, vor allem Eisenbahnen, und Attentate gegen hohe Staatsbeamte, Funktionäre der nationalen Parteien und – freilich nur ganz ausnahmsweise – gegen die Besatzungsmacht durchgeführt wurden.

Wenn die in Frankreich stationierten deutschen Einheiten mit der Guerilla hätten Schluss machen wollen, so wäre das sehr einfach gewesen. Sie hätten nur das jeweilige Gebiet sorgfältig durchzukämmen brauchen. Die dafür nötige beträchtliche Zahl von Truppen war vorhanden. Aber es handelte sich zum grossen Teil um Truppen in Ruhestellung, die nur dann eingriffen, wenn ihre eigene Sicherheit bedroht war, oder wenn in Ausnahmefällen die französischen Abwehrkräfte ihre Hilfe anforderten. Auf deutscher Seite traten gewöhnlich kleine deutsche und französische Kampfgruppen des SD in Aktion, denen sich ab 1944 ein Regiment der Division Brandenburg, einer Spezialtruppe der Abwehr, hinzugesellte. Auf französischer Seite wurden die Operationen von der zur Aufstandsbekämpfung bestimmten Mobilgarde aus der Vorkriegszeit durchgeführt, von mobilen Verbänden der militarisierten Schutzpolizei und vor allem von der Miliz. Die Einheiten dieser drei Verbände waren, selbst wenn man noch die Gendarmerie (uniformierte Polizei auf dem Land und in den kleinen Städten) hinzurechnet, nicht ausreichend, um das ganze Gebiet der Südzone, in dem sich die *maquis* eingerichtet hatten, zu kontrollieren. Sie konnten nur sporadische Operationen gegen bestimmte von ihnen

aufgespürte Gruppen von Partisanen durchführen. Dazu kam, dass die Polizei-Einheiten keinen besonderen Eifer in der Durchführung ihrer Missionen zeigten und gegen Kriegsende immer häufiger ein Auge oder beide gegenüber den Subversiven zudrückten, wenn sie nicht gar mit ihnen zusammenarbeiteten. Die Miliz dagegen griff an und durch. Aber ihre Freiwilligen und sogar ein Teil ihrer Führer hatten keinerlei militärische Ausbildung und Erfahrung.

In den letzten Tagen der Besatzung, als sich die Deutschen aus Frankreich zurückzogen und die Miliz sich ihnen anschloss, kamen die *maquisards* vorsichtig aus ihren Schlupfwinkeln hervor und besetzten die nächstgelegenen Städte, wobei sie die Abzeichen von Dienstgraden trugen, die sie sich selbst verliehen hatten (einige trugen sechs Litzen* und liessen sich mit «Oberst» anreden). Insgesamt betrug ihre Zahl nie mehr als 50'000. Aber plötzlich schwoll diese Zahl auf das Zehnfache an. In Paris, in Marseille, in Lyon und unzähligen anderen Orten, die niemals Partisanenzentren gewesen waren, tauchten nun zu Tausenden angebliche Angehörige der FFI auf, wenn überhaupt, so mit Waffen aus Privatbesitz (sogar Schrotflinten) ohne jeden militärischen Wert ausgerüstet, und uniformierte Mitglieder der «Patriotischen Milizen», die die kommunistische Partei aufgestellt und gut bewaffnet hatte. Sie alle hatten nie an irgendeiner Kampfhandlung teilgenommen. Später liessen sich mehr als eine Million Fran-

* Im französischen Heer trug der Oberstleutnant fünf Litzen, vier aus Gold oder Silber und die fünfte silbern oder golden, je nach Waffengattung, während der Oberst auch nicht mehr als fünf Litzen, aber alle von gleicher Farbe hatte.



*Massenveranstaltung der nationalen Verbände in Paris 1943 – ein Bild wie in Deutschland oder Italien.
(Süddeutscher Verlag)*

zosen einen «résistance»-Ausweis ausstellen, und es entstand die von De Gaulle und den Kommunisten offiziell verbreitete Legende von der «Befreiung Frankreichs durch die Französischen Streitkräfte des Innern (FFI)». Der General Eisenhower kam der Wahrheit schon näher, als er, um den Franzosen was Nettes zu sagen, in einer Ansprache erklärte, der alliierte Sieg sei dank der «résistance» um einen Tag früher errungen worden.

Wenn die *maquis* ab Ende 1942 überhaupt eine gewisse Bedeutung erlangten, so war das grundsätzlich auf die Einziehung französischer Arbeitskräfte durch die Besatzungsmacht zurückzuführen. Es war normal und im Einklang mit den internationalen Abmachungen, dass Deutschland nach seinem Sieg von 1940 die Produktionskapazität der französischen Industrie, zumindest in der besetzten Zone, zugunsten seiner Kriegsanstrengungen ausnutzte. Es war logisch, dass Frankreich im Zuge seiner Politik der Kollaboration diese Beteiligung (sogar für die Südzone) ohne Vorbehalte annahm, zumal es damit eine sonst unausweichliche Arbeitslosigkeit verhinderte. Seiner Kohlevorkommen im Norden und seiner Eisenerze in Lothringen beraubt und andererseits unter der englischen Blockade, die die Zufuhr von früher aus seinen Kolonien bezogenen Rohstoffen sowie von Erdöl, das bisher fast vollständig aus Übersee importiert worden war, unmöglich machte, hing Frankreich völlig von Deutschland ab, um seine Industrie in Gang zu halten.

Tatsächlich hatte das darüber zwischen den beiden Regierungen abgeschlossene Abkommen etwa ein Jahr lang teilweise befriedigende Ergebnisse. Durch Lieferverträge mit dem Rüstungsministerium des Reiches konnte die französische Kriegsindustrie – einige 10'000

Betriebe – ihre fast normale Tätigkeit wiederaufnehmen. Bei der Industrie für den zivilen Bedarf war das nicht der Fall. Nicht nur, dass Deutschland die unerlässlichen Rohstoffe nicht zur Verfügung stellte, kauften die Dienststellen des «Büros Otto» mit den von Frankreich zu zahlenden Besatzungsgeldern zu Schwarzmarktpreisen alle nur erreichbaren Vorkriegsbestände auf. Der Beweggrund für diese unterschiedliche Behandlung der französischen Kriegs- und Zivilindustrie wurde offensichtlich, als die deutschen Behörden in der Nordzone durch eine intensive Propaganda und mit Hilfe verlockend hoher Löhne begannen, Freiwillige zur Arbeitsleistung in Deutschland anzuwerben. Zwischen April 1941 und Mai 1942 folgten 150'000 Franzosen diesem Ruf (einschliesslich des gegenwärtigen Generalsekretärs der kommunistischen Partei, Georges Marchais).

Gut behandelt und gut bezahlt, ergab sich für diese Arbeiter nie irgendein Problem.

Im Mai 1942 begann Gauleiter Sauckel als Reichsbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz auf die französische Regierung Druck auszuüben, der sich im Lauf der Zeit verstärken sollte. Er verlangte bis Ende Juli 1942 eine Erhöhung der Zahl der Freiwilligen um weitere 150'000. Pierre Laval fand eine Lösung: Er schlug vor, freiwillige Arbeiter gegen Kriegsgefangene zu tauschen. Es war, was man *la Relève* (die Ablösung) nannte. Die Idee war nicht schlecht. Ihre Anwendung jedoch war katastrophal, denn Deutschland erklärte sich nur bereit, einen Kriegsgefangenen vom Land gegen drei Facharbeiter zu tauschen. Von Berlin aus war diese Tauschquote verständlich. Mit dem Tausch eins zu eins hätte man wenig oder nichts gewonnen, da ja alle Kriegsgefangenen mit Ausnahme der Offiziere bereits in

Deutschland in der Landwirtschaft oder Industrie arbeiteten. Vom psychologischen Gesichtspunkt aus aber hatte die Massnahme bedauerliche Folgen, da sie in Frankreich den Eindruck der Ungerechtigkeit hinterliess. Anfänglich beinahe mit Begeisterung aufgenommen – die Quote an Freiwilligen wurde übererfüllt – verwandelte sich *la Relève* für die Franzosen in eine Enttäuschung, als ihre Bedingungen bekannt wurden. An diesem Tag erhielt die Popularität des Marschalls einen schweren Schlag.

In Deutschland wuchs indessen der Bedarf an Arbeitskräften immer mehr. Die Gesamtheit der wehrfähigen Männer war bereits eingezogen, und der Feldzug im Osten verursachte gewaltige Verluste an Material, das ersetzt werden musste. Sauckel traf daher die Entscheidung, alle Männer und Frauen in den von Deutschland besetzten und verwalteten Gebieten der Arbeitspflicht zu unterwerfen. Auf den Protest der französischen Regierung hin fand er sich bereit, Frankreich davon auszunehmen. Als Gegenleistung setzte Vichy ein Gesetz in Kraft, das längst nicht so hart war, indem es die Arbeitspflicht nur für Franzosen zwischen 18 und 60 Jahren und Französinen zwischen 21 und 35 Jahren einführte; ausgenommen waren entlassene Kriegsgefangene (einschliesslich der 80'000 ausgebrochenen und 650'000 beurlaubten), die Väter von drei und mehr Kindern und die nach Frankreich geflüchteten Elsass-Lothringer. Nur Männer zwischen 20 und 50 Jahren durften ausserhalb ihres Wohnortes (also auch in Deutschland) eingesetzt werden. Polizeilicher Zwang war nicht gestattet.

Die Ergebnisse scheinen für das Reich dürftig gewesen zu sein, denn im Januar 1943 machte Gauleiter

Sauckel einen neuen Vorstoss. Mit oder ohne Einverständnis der französischen Regierung, erklärte er, würden 250'000 französische Arbeiter mehr rekrutiert werden, darunter 150'000 Facharbeiter. Aus der Auvergne stammend, deren Söhne für ihr Verhandlungsgeschick bekannt sind, erreichte es Laval, dass ihm das Reich für die Erfüllung seiner Forderungen folgende Zugeständnisse machte: 50'000 weitere Kriegsgefangene sollten bedingungslos freigelassen und 250'000 als freie Arbeitskräfte mit normalem Lohn und jährlich 14 Tagen Heimaturlaub in Deutschland beschäftigt werden. Die ausschliesslich in Händen deutscher Behörden liegende Aushebung – die Südzone war bereits von der Wehrmacht besetzt – erfolgte nur am Arbeitsplatz. Das führte dazu, dass man nur der Älteren und besonders der Verheirateten habhaft wurde. Die öffentliche Meinung protestierte gegen diese gewiss nicht beabsichtigte, aber tatsächliche Ungerechtigkeit. In diesem Augenblick führte die französische Regierung den Pflichtmässigen Arbeitsdienst (STO) ein, d.h. die Einziehung der Jahrgänge 40 und 41* mit Ausnahme der in der Landwirtschaft Tätigen. Sauckel beantwortete die für ihn unzureichende Massnahme mit der Einziehung auch des ganzen Jahrgangs 42 ohne Ausnahme. Es folgten rücksichtslose Razzien. Die deutschen Behörden stellten eine Arbeits-Polizei auf, die sich zum grössten Teil aus Mitgliedern der PPF zusammensetzte. Sie hatte diejenigen, die sich der Arbeitspflicht entzogen, zu suchen und zu ergreifen.

* Der französische Sprachgebrauch bezeichnet damit Jugendliche, die 1940 bzw. 1941 ihr zwanzigstes Lebensjahr vollendeten.

Die Zahl der Franzosen, die sich nicht «deportieren» lassen wollten – wie sie es nannten – wuchs mit den deutschen Forderungen. Einige Zahlen erläutern das Problem besser als lange Ausführungen: Vom 5. Juni 1942 bis zum 30. Juli 1944 verlangte Sauckel die Aushebung von 2060'000 französischen Arbeitskräften. Er erhielt im gleichen Zeitraum 641500. Von diesen benutzten viele ihren Urlaub, um zu verschwinden. 1940 gab es in Deutschland nicht mehr als 400'000 Franzosen, die dort unfreiwillig arbeiteten. Das Desertieren war fraglos eine natürliche Reaktion auf die zwangsweise Einziehung, aber auch auf die Behandlung der Eingezogenen in Deutschland. 1944 gab es im Reich Millionen ausländischer Arbeiter aus 30 verschiedenen Ländern, unter ihnen Russen, Ukrainer usw., deren ethnisches und kulturelles Niveau nicht immer dem deutschen entsprach. Daraus ergab sich eine Diskriminierung, die mit echten, frei unter der deutschen Bevölkerung lebenden Freiwilligen vermieden worden wäre. Der grösste Teil der Eingezogenen wurde in geschlossenen Lagern mit strikter Ausgangskontrolle untergebracht. Die Beziehungen zur deutschen Bevölkerung waren «rassenhygienisch» reglementiert, wonach jeder Kontakt mit dem anderen Geschlecht unter schweren Strafen verboten war. Wenn dies auch zweifellos gegenüber Kalmücken, Kirgisen oder Südtalienern berechtigt war, so hatte es doch gegenüber westlichen Ausländern wenig oder gar keinen Sinn. Aber die deutsche Bürokratie wollte da nichts von irgendeinem Unterschied wissen. Da war eine Vorschrift, und jede Vorschrift ist gemacht, um buchstabengetreu erfüllt zu werden. Das ging bis zur Absurdität, wie ein uns bekannter Fall beweist. Ein junger französischer Zwangsarbeiter wurde mit einem

deutschen Mädchen erwischt. Man verhaftete ihn und stellte ihn vor die Wahl, vor einem ordentlichen Gericht wegen «Rassenschande» abgeurteilt zu werden, oder – sich «freiwillig» zur Waffen-SS zu melden, deren rassische Auslese-Prinzipien bekanntlich viel strenger waren als die Gesetzgebung über den Einsatz ausländischer Arbeitskräfte.

Die Folge der Zwangsarbeit in Deutschland war, dass sich alle Franzosen ihr zu entziehen versuchten, wenn sie nur irgend konnten. Einige wechselten ihre Identität. Niemals gab es in Frankreich so viel falsche Personalausweise wie damals. Die Jüngeren gingen häufig in die Berge, wo sie zu den *maquis* stiessen. Laval hatte Sauckel darauf hingewiesen, der in einem Bericht an den Führer vom 9. August 1943 schrieb: «Eines der Argumente, das Laval ständig vorgebracht hat, war die Gefahr der Beunruhigung der französischen Innenpolitik für den Fall, dass die ausgehobenen Arbeiter in die Berge und Wälder flüchten und dort Terrorgruppen bilden.» Und genau das geschah. Ein guter Teil der jungen Ausgehobenen und derjenigen, die ihren Urlaub benutzten, um zu verschwinden, schlossen sich den *maquis* an. Als Kommunisten? Als Gegner der Kollaboration? Als «Patrioten»? Nichts von alledem. Sie taten es lediglich, um nicht «für die Deutschen zu arbeiten». Aber wenn sie einmal in der Wildnis waren, umgeben von politisch gut geschulten Aktivisten, hatte ihre Motivation schon keine besondere Bedeutung mehr. Natürlich hatte die so entstehende Truppe nur sehr wenig Kampfwert. Aber sie schuf sowohl für die Deutschen als auch für die loyalen Franzosen Probleme in weiten, schwer zugänglichen Zonen, die gerade deswegen nicht leicht zu säubern oder auch nur zu kontrollieren waren.

Der Pflichtmässige Arbeitsdienst (STO) trug andererseits ganz erheblich dazu bei, das Ansehen der «Sklaven»-Regierung des Marschalls in der öffentlichen Meinung Frankreichs herabzusetzen. Das alles wäre vermieden worden, hätte man die Arbeiter schwer, ja sogar mit letzter Kraft für die Verteidigung Europas schaffen lassen – aber in Frankreich.

VI. DER WIRRWARR VON ALGIER

Die Feststellung erübrigt sich, dass der Marschall Pétain sich dadurch, dass er die Politik der Kollaboration zunächst vorschlug und sie dann annahm, nicht in einen deutschen Agenten verwandelte. Als Chef des Französischen Staates war es seine Aufgabe, die Interessen Frankreichs zu verteidigen. Und so verstand er sie auch. Diese Interessen verlangten im Innern die Ersetzung der für das Unglück verantwortlichen Republik durch ein organisches autoritäres Regime, die Aufrechterhaltung der Einheit des Landes und seines Kolonialreiches und die Bewahrung dessen, was von der französischen Macht übriggeblieben war, gegenüber deutschen Forderungen, die ausschliesslich im Interesse des Reiches erhoben wurden. Auf internationalem Gebiet handelte es sich darum, die notwendige Eingliederung Frankreichs in ein neues Europa zu erreichen, ohne sich dabei in einen – oder gar mehrere – Satelliten der Macht zu verwandeln, die im Begriff stand, die Führung des Kontinents zu übernehmen. Daraus ergaben sich die Nationale Revolution, der Kampf gegen die Subversion und die bedingte Zusammenarbeit mit Deutschland.

Bedingte Zusammenarbeit deswegen, weil es keinerlei Gewissheit über die wirklichen Absichten des Reiches gab. Niemand in Vichy blieb verborgen, dass Hitler seinen Traum einer Aussöhnung mit England nicht aufgegeben hatte. Hatte nicht der Führer die Offensive im Westen von 1940 aufgehalten und damit die Flucht des

britischen Expeditionskorps aus Dünkirchen ermöglicht? Hatte er nicht das Unternehmen «Seelöwe», die Invasion der britischen Inseln, zunächst aufgeschoben und dann ganz abgeblasen, wobei er den Eindruck hervorrief, als habe er es nie wirklich ernsthaft vorbereitet? Hatte er nicht später – und daran zweifelt in Vichy niemand – Rudolf Hess nach England geschickt, um dort über einen Separatfrieden zu verhandeln, der nur auf Kosten Frankreichs gehen konnte? In dem Wunsch, mit Deutschland zu einem Kollaborations-Abkommen und, wenn möglich, zu einem Bündnis zu gelangen, wusste der Marschall nicht mit Gewissheit, welche Haltung der Führer einnehmen werde. So kam es im September 1940 – also noch vor Montoire – zur Entsendung des Professors Louis Rougier nach London und der von ihm vorgenommenen Unterzeichnung der sogenannten «Abkommen Pétain -Churchill», durch welche Frankreich gegen das Versprechen, «sein Reich an dem Tag erneut in den Krieg eintreten zu lassen, an dem die Engländer und ihre möglichen Verbündeten den Beweis ihrer Stärke ablegen würden», die Einstellung der britischen Angriffe gegen die französischen Kolonien erreichte.

Diese geheimen Abkommen stellen das wichtigste Argument derjenigen dar, die die Ansicht vom Doppelspiel Pétains vertreten. Wir wissen nicht, in welchem Umfang sie gültig waren. Aber wir wissen wohl, dass, wenn sie es waren, sie jedenfalls schon wenige Monate später durch die Anwendung der deutsch-französischen Protokolle gebrochen wurden, die der General Warlimont und der Admiral Darlan im Mai 1941 unterschrieben hatten. Deutschland autorisierte mit ihnen die Wiederbewaffnung der französischen Kolonien, Erhöhung

der Truppenstärke, Freilassung der dafür unerlässlichen Zahl von Kriegsgefangenen und Übergabe eines Teiles des Kriegsmaterials, das Frankreich nach dem Waffenstillstand hatte abliefern müssen. Als Gegenleistung stellte Frankreich den Kriegshafen Bizerta in Tunesien dem Reich für den Transport von Truppen und Material, die für Tripolitanien bestimmt waren, zur Verfügung. Als diese «Protokolle von Paris» unterzeichnet wurden, war es schon einige Tage her, dass die Luftwaffe mit Einverständnis der französischen Regierung die Flugplätze Syriens benutzte, um die irakischen Truppen zu versorgen, die sich gegen England erhoben hatten. Es gab nicht nur kein Doppelspiel, sondern Frankreich erwartete von Deutschland keine Gegenleistung für die Hilfe bei einem Schlag, der, wäre er erfolgreich gewesen, für England hätte tödlich sein können in einem Land, dessen Rebellion gleichzeitig die Erdölversorgung Grossbritanniens und seinen Weg nach Indien bedrohte. Die britische Antwort war die Invasion Syriens. Wir haben bereits gesehen, dass die heroische Verteidigung durch die französischen Truppen nicht die geringste Unterstützung von deutscher Seite erfuhr.

Mehr noch: die Protokolle von Paris wurden nie voll angewandt. Sie stiessen in Berlin auf das Misstrauen, das schon am 31. Dezember 1940 ein Brief von Hitler an Mussolini bezeugt: «Der General Weygand erhebt von Nordafrika aus Forderungen, die einer Erpressung gleichkommen, und die Regierung in Vichy ist nicht in der Lage, entsprechend zu reagieren, ohne den Verlust ganz Nordafrikas zu riskieren. Ich halte es auch für wahrscheinlich, dass es in Vichy selbst eine ganze Kamarilla gibt, die die Politik Weygands zumindest still-

schweigend gutheisst. Ich glaube nicht, dass Pétain persönlich untreu ist. Aber man kann nie wissen.» Tatsächlich sabotierte der General Weygand als Delegierter der Regierung in Französisch-Afrika – ein wahrer Prokonsul nach römischer Art – die Protokolle. Er schränkte nicht nur den deutschen Verkehr über Bizerta so stark wie möglich ein, sondern ging sogar so weit, der britischen Admiralität das Auslaufen der Schiffe auf dem Funkweg zu melden – wenn wir den Aussagen des Generals Serrigny im «Prozess» gegen den Marschall glauben dürfen, die allerdings nicht wahr sein müssen, da sie vielleicht nur gemacht wurden, um das erwartete Urteil zu mildern.

Hier ist es angebracht, die Persönlichkeit und die politische Position des Generals Weygand näher zu untersuchen. Die Herkunft dieses brillanten Offiziers ist von Geheimnis umgeben. Es gibt einige gute Gründe für die Annahme, dass er ein natürlicher Sohn König Leopolds II. von Belgien war, den ein in Marseille lebender belgischer Kaufmann «aus Gefälligkeit» als eigenen anerkannte. Tatsache ist, dass der junge Weygand in die Kriegsschule von Saint-Cyr als Ausländer eintrat. Nach seiner französischen Naturalisierung wurde er entgegen allen Vorschriften in das Offizierskorps des Heeres aufgenommen. Seine Karriere war blitzartig, aber dafür braucht man keine andere Erklärung zu suchen als die ausserordentliche Fähigkeit eines Offiziers, der seine normale Laufbahn als Chef des Generalstabs des Marschalls Foch und danach als Oberbefehlshaber der französischen Truppen beendete, die 1920 die Rote Armee aus Polen vertrieben. Im Ruhestand war er einige Jahre Gouverneur in Syrien und Libanon, verwendete aber die Zeit zwischen den beiden

Weltkriegen vor allem dazu, einige Geschichtsbücher zu schreiben, die ihm einen Sitz in der Französischen Akademie eintrugen. Als die Schlacht in Frankreich in vollem Gange war, nahm er 1940 die Stellung eines Oberbefehlshabers des Heeres an, eine selbstmörderische Mission, wie er besser als irgendeiner wusste, da es schon keinerlei militärische Hoffnung mehr gab. Er war es, der dem Marschall Pétain empfahl, Waffenstillstands-Verhandlungen einzuleiten, entgegen der Meinung des Regierungschefs, des Kriegshetzers Paul Reynaud, der eine Kapitulation «auf belgische Art» (die der französische Militärkodex verbietet) und eine Fortsetzung des Krieges in Afrika vorgeschlagen hatte.

Die ganze militärische Karriere des Generals Weygand war bis zum Ersten Weltkrieg in der Atmosphäre des französischen Heeres von damals abgelaufen, dessen Offizierskorps nur an die Revanche dachte. An der Seite Fochs hatte er an den Operationen teilgenommen, die den Endsieg herbeiführten. Und wie Foch war er zutiefst erbittert darüber, dass der Waffenstillstand das französische Heer daran hinderte, die deutschen Truppen zu vernichten und das Reich zu besetzen und zu zerschlagen. Ohnehin schon Monarchist und Maurrasist, verstärkte sich seine Geringschätzung für die Republik noch durch das, was er als eine politische Kapitulation betrachtete, die den Sieg der Waffen zunichte machte. Es war also logisch, dass für ihn der Waffenstillstand von 1940 nichts anderes als ein Abkommen war, um die totale Besetzung Frankreichs und Nordafrikas durch die Wehrmacht zu verhindern – was die unausweichliche Folge der Kapitulation gewesen wäre – und Zeit zur Vorbereitung einer neuen Revanche zu gewinnen.

Warum ernannte ihn der Marschall zum «Vizekönig» des französischen Kolonialreiches? Zweifellos wegen seines Ansehens und seiner Autorität. Die Gefahr nach dem Waffenstillstand war die Loslösung der Kolonien und die Erhebung der Marine, was den Verlust der beiden Faktoren bedeutet hätte, die von der französischen Macht übriggeblieben waren, der beiden Motive, die Hitler bewogen hatten, die französische Souveränität zu respektieren. Mit der intakten Flotte und loyalen Kolonien konnte Frankreich mit Deutschland und möglicherweise auch mit den Alliierten verhandeln. Daher die Ernennung Darlans, den die Kriegsmarine zwar nicht liebte, dem sie aber dafür dankbar war, dass er ihr mit seinem Bauprogramm einige ihrer kampfstärksten Einheiten verschafft hatte. Daher auch die Ernennung Weygands, der seiner selbst und Fochs Schattens wegen, der ihn immer noch begleitete, der gegebene Mann war, die Offiziere der Kolonialarmee im Gehorsam zu halten. Sogar noch der Gefallen an Aufwand, den der Gouverneur von Syrien und Libanon etwa dadurch gezeigt hatte, dass er bei jeder Gelegenheit zu Pferd erschien, umgeben von einer Kosaken-Leibwache, war ein nicht zu unterschätzender Faktor in muslimischen Ländern, die es gewohnt sind, Stärke und ihre Bekundung zu achten. Unabhängig von der Wertschätzung, die Pétain Weygand entgegenbrachte, war dieser für ihn ein notwendiges Übel.

Diese Ernennung hatte die erhofften Ergebnisse. Mit Ausnahme von zwei kleinen Territorien, die die Gaullisten in den ersten Wochen der legalen Regierung abspenstig gemacht hatten – eines von ihnen hatte einen Neger als Gouverneur! – rührte sich im Kolonialreich nichts. Es blieb treu. Die stets nationalistischen französö-

sischen Kolonisten bekundeten von vornherein ihre Freude über die Beauftragung des «Prokonsuls». Die Moslems, die einzigen, von denen man eine Erhebung hätte befürchten können, blieben ruhig. Der Respekt vor dem alten Herrn, die Ritterlichkeit, die es ihnen verbot, fremdes Unglück zum eigenen Vorteil auszunützen, und die von ihnen herbeigesehnte und von Pétain durchgeführte Massnahme, den algerischen Juden die französische Staatsbürgerschaft zu entziehen, die ihnen Ende des vorigen Jahrhunderts ein jüdischer Minister, Benjamin Cremieux, verliehen hatte, waren die für diese Haltung ausschlaggebenden Faktoren.

Weygand war jedoch nicht bloss ein mit der Anwendung von Gesetzen beauftragter Beamter. Er hatte seine eigene politische Ansicht, und diese stimmte nicht mit derjenigen Pétains überein. Für ihn war die Bewahrung des Kolonialreichs die notwendige Voraussetzung, um den Alliierten im entscheidenden Augenblick wertvolle Hilfe leisten, so zur Niederlage Deutschlands beitragen und damit Frankreich einen Platz unter den Siegermächten sichern zu können. Der Abfall De Gaulles auf Befehl der Engländer, der ewigen Rivalen in den Kolonien, stellte einen Faktor der Schwäche dar, der beseitigt werden musste. Deshalb wies Weygand die Aufforderung zur Insubordination, die Churchill wiederholt an ihn richtete, zurück. Ihm wird ein Satz zugeschrieben, der – ob er nun wirklich so lautete oder nicht – seinen Standpunkt genau wiedergibt: «Wenn die Engländer mit vier Divisionen erscheinen, schiesse ich auf sie – wenn sie mit 20 Divisionen landen, umarme ich sie.» Als die französische Regierung im Juli 1941 Berlin davon in Kenntnis setzte, dass die Pariser Protokolle ihre Gültigkeit verloren hätten, weil Deutschland die

Bereitstellung dessen unterlassen habe, was eines der Protokolle die Mittel nannte, «um auf dem Weg von politischen und wirtschaftlichen Zugeständnissen vor der französischen öffentlichen Meinung die Möglichkeit eines bewaffneten Konflikts mit England und den Vereinigten Staaten zu rechtfertigen» – was zutraf –, da führte Berlin dies Verhalten auf Weygands Einfluss zurück und verlangte ganz einfach seine Amtsenthebung. Pétain musste nachgeben. Der «Prokonsul» wurde offiziell nicht ersetzt. Tatsächlich gingen seine Funktionen auf den General Juin, den Befehlshaber der Truppen in Afrika, über. Dieser aufgrund der Protokolle aus der Kriegsgefangenschaft entlassene Offizier hatte in Berlin eine Mission bei Göring erfüllt. Als begeisterter Parteigänger der Nationalen Revolution bot er Deutschland jede Sicherheit. Weygand seinerseits kehrte ruhig nach Frankreich zurück – die Alliierten hatten ihre 20 Divisionen noch nicht beisammen...

Währenddessen unterhielt die französische Regierung normale diplomatische Beziehungen mit Washington. Roosevelt brachte De Gaulle auch nicht mehr Sympathie entgegen als Churchill. Beide weigerten sich hartnäckig, ihm den Status des Chefs einer französischen Exilregierung zu geben. Aber die Engländer benutzten die «freien Franzosen», wenn auch gewiss ohne grösseren Erfolg, um in den französischen Kolonien Fuss zu fassen. Die Nordamerikaner zogen es vor, mit dem Marschall, dessen Autorität in Frankreich und Afrika eine Tatsache war, gute Beziehungen zu unterhalten. Das Staatsdepartment war sogar so intelligent, als seinen Botschafter nach Vichy einen alten Soldaten zu entsenden, den Admiral Leahy, der bald mit Pétain sympathisierte und seine Politik verstand. Roosevelt hatte einer-

seits die Absicht, unter den Bewohnern des Landes, das damals schon als Schauplatz der «Zweiten Front» vorgesehen war, keine antinordamerikanischen Gefühle zu wecken; andererseits wollte er in den Vereinigten Staaten selbst eine öffentliche Meinung nicht verletzen, in der durch die Erinnerung an den Unabhängigkeitskrieg und durch den von Paris ausgeübten kulturellen Einfluss die Frankophilie fest verwurzelt ist. In Algier unterhielt der US-Konsul Robert Murphy – in Wirklichkeit weit mehr als ein Konsul – enge Kontakte mit den militärischen Behörden. Seine Aufgabe bestand – nach dem Wortlaut einer im Oktober 1942 überreichten Note – grundsätzlich darin, die Franzosen davon zu überzeugen, dass die US-Regierung nur mit der französischen Regierung oder ihrem bevollmächtigten Vertreter verhandeln wollte, und dass sie nur auf Ersuchen Frankreichs und unter den von diesem vorgesehenen Bedingungen eingreifen werde. Man wollte einen klaren Unterschied zu der Haltung Englands feststellen, das sich gerade Madagaskars bemächtigt hatte, wo die kleine französische Garnison heldenhaft bis zur letzten Patrone gekämpft hatte. Das war natürlich nur reine Diplomatie.

Das wurde am darauffolgenden 8. November offensichtlich, als starke nordamerikanische Verbände ohne vorherige Ankündigung vor der atlantischen Küste Marokkos und der Mittelmeerküste Algeriens erschienen. Ohne einen Augenblick zu zögern, nahmen Frankreichs Heer und Kriegsmarine einen ungleichen Kampf an, der eine Woche lang die Landung verhindern konnte. Nur eine ganz kleine Gruppe französischer Verschwörer versuchte ohne den geringsten Erfolg, die Bevölkerung zum Aufstand zu hetzen. Ein Aufruf des

Generals Giraud, der unter ungeklärten Umständen aus der Kriegsgefangenschaft entwichen war und dem Marschall sein Ehrenwort gegeben hatte, nichts zu unternehmen, was seine Politik beeinträchtigen könnte, hatte das gleiche Schicksal. Die Engländer hatten ihn per U-Boot aus Frankreich herbeigeschafft. Sie selbst beteiligten sich nicht an den militärischen Operationen, da sie wussten, wie wenig Sympathien ihnen die Bevölkerung Nordafrikas entgegenbrachte. Andererseits gefiel ihnen die Idee nicht schlecht, dem stets lästigen De Gaulle eine Persönlichkeit von grösserer militärischer Bedeutung entgegenzustellen. Das Unternehmen schlug durch ein unvorhergesehenes Ereignis fehl: am 8. November ist der Admiral Darlan zufällig in Algier, wo er seinen an Kinderlähmung erkrankten Sohn besuchen wollte.

In Vichy hatten die Regierung einige beunruhigende Informationen erreicht. «Ich denke an Frankreich», sagte Laval am 20. Oktober 1942. «Und ich denke auch viel an sein Kolonialreich. Niemals war die Pflicht der Franzosen deutlicher vorgezeichnet, sich eng um die Regierung zu scharen und ihren Befehlen zu folgen.»

Und am 22. sagte der Marschall in einer an Französisch- Westafrika gerichteten Botschaft: «Frankreich hat nach seiner Niederlage immer zu seinem Wort gestanden. Ich gebe euch die volle Gewissheit, dass es das auch in Zukunft tun wird. Ihr werdet jeder Aggression die gleiche Antwort erteilen wie im September 1940» (als die Garnison von Dakar die von einem britischen Geschwader unterstützten Kräfte De Gaulles ins Meer warf). Als der Angriff stattfand und sich die Unmöglichkeit ergab, den Kampf gegen weit überlegene Kräfte fortzusetzen, weigerten sich Darlan und Juin, eine allgemeine Feueereinstellung zu befehlen, wie das Murphy

und General Clark, der Vertreter Eisenhowers, verlangt hatten. Die deutsche Regierung, die dem französischen Kolonialheer, von einigen geringfügigen Konzessionen abgesehen, nie die in den Pariser Protokollen vorgesehenen Mittel an Menschen und Material zur Verfügung gestellt hatte, um eine Invasion zurückzuweisen, schickte keine Truppen nach Marokko und Algerien, wie das ein guter Teil der Franzosen erhofft hatte. Sie beschränkte sich auf den Schutz des von den Nordamerikanern gar nicht angegriffenen Tunesien, wo eine gemeinsame Verteidigung organisiert wurde. Hier war der Gouverneur, Admiral Esteva, Vichy treu geblieben.

Aber die wenigen ihm zur Verfügung stehenden deutschen und französischen Einheiten mussten nach sechs Monaten dem Druck der aus Algier vorrückenden überlegenen nordamerikanischen und französischen Kräfte nachgeben.

Wie verhielt sich Darlan wirklich? Wäre er tatsächlich ein Komplize Washingtons gewesen, hätte er nicht den Widerstand gegen die Aggression befohlen. Seine Haltung war also nicht diejenige Weygands, denn die nordamerikanischen Kräfte waren stark. Einige Tage später jedoch ging er zu den Alliierten über. Was war inzwischen geschehen? Während die französischen Truppen in Nordafrika weiterkämpften, war die Wehrmacht am 11. November in die bis dahin nicht besetzte Südzone einmarschiert, womit allem Anschein nach der Waffenstillstand verletzt wurde, so dass der Marschall öffentlich protestierte. Admiral Darlan brachte daraufhin den seit 1940 für den Fall einer totalen Besetzung Frankreichs vorgesehenen Plan zur Anwendung. Es ist behauptet worden, Pétain habe ihm über ein geheimes Kabel, das im Besitz der französischen Kriegsmarine geblieben

war, zustimmende Telegramme geschickt. Nichts ist weniger wahrscheinlich. Wenn solche Telegramme aus Vichy abgingen, was immerhin möglich ist, dann missbrauchte der Absender die Unterschrift des Marschalls oder erpresste sie von ihm in einem jener Augenblicke, da der alte Herr gegen Abend seine sonstige geistige Klarheit zu verlieren pflegte. Dessen späteres Verhalten beweist das eindeutig. Wenn Pétain während der Untersuchung für den gegen ihn eingeleiteten Prozess diese Telegramme bestätigte, oder wenn das seine Anwälte in seinem Namen taten, so hatte das offensichtlich einen politischen Grund: die Alliierten hatten den Krieg gewonnen, und es lag im Interesse Frankreichs, zu «beweisen», dass seine Regierung einen wesentlichen Beitrag zu diesem Sieg geleistet hatte. Was den Admiral Darlan betrifft, so wissen wir nicht, ob er eine Gelegenheit ergriff, die seiner Absicht, die Seiten zu wechseln, entgegenkam, und sich dazu hergab, die Truppen und die Bevölkerung, die der Regierung treu geblieben waren, im Namen des Marschalls zu überzeugen, oder ob er nicht im Gegenteil versuchte, gegenüber einer ohnehin unabänderlichen Tatsache die französische Souveränität in Afrika zu wahren. Diese letztere Vermutung hegten jedenfalls die Engländer und ihre wenigen gaullistischen Freunde in Algier: sie befahlen die Ermordung Darlans.

Gegenüber dem Problem Nordafrika war die deutsche Politik zweifellos die schlechteste, die überhaupt nur vorstellbar ist. 1940 hätte Deutschland Frankreich den Waffenstillstand verweigern, das ganze Land besetzen, so mit seinen Truppen ans Mittelmeer gelangen und Tunis, Algerien und Marokko erobern können, wo keine Streitkräfte vorhanden waren, die das hätten ver-



V.l.n.r.: Philippe Henriot, Joseph Darnand und Fernand de Brinon (1944)

hindern können. Dafür hätte der Einsatz von Luftlandetruppen genügt, wenn man es vermeiden wollte, von Spanien, das weder geistig noch materiell auf einen ernstlichen Widerstand vorbereitet war, die Genehmigung für den Durchmarsch deutscher Truppen zu erzwingen. Dann wäre es möglich gewesen, das Mittelmeer abzuriegeln, den Engländern Ägypten zu entreißen und sich so den Weg nach dem Mittleren Orient und Indien zu öffnen. Deutschland hätte auch, nachdem der Waffenstillstand einmal geschlossen war, Frankreich die nötigen Mittel überlassen können, um sein Kolonialreich zu verteidigen, und ihm bei den ersten Anzeichen einer britischen Aggression die erforderlichen wirtschaftlichen und politischen Zugeständnisse machen können, um die Kollaboration in ein Bündnis zu verwandeln, was ihm die gleichen operativen Vorteile wie im vorgenannten Fall und noch dazu eine nicht zu unterschätzende militärische Hilfe eingetragen hätte. Indem es aber den Fehler beging, Frankreich gleichzeitig zuviel und zuwenig Vertrauen entgegenzubringen, war das einzige, was es erreichte, den Alliierten zu dem Sprungbrett zu verhelfen, von dem aus sie nach Italien gelangen konnten. Trotz der bereits in Syrien gemachten Erfahrungen konnte sich Deutschland im November 1942 nicht entschliessen, den Franzosen in Nordafrika die militärische Hilfe zu gewähren, die es diesen gestattet hätte, die Invasoren ins Meer zu werfen. Stattdessen verletzte es die Demarkationslinie des Waffenstillstandes, liess seine Truppen an die französische Mittelmeerküste marschieren und gab so Darlan – ob dieser nun in gutem Glauben gehandelt hatte oder nicht – und den frei-französischen Streitkräften einen überzeugenden Grund, den Waffenstillstand als nichtig zu betrachten,

wodurch automatisch der Kriegszustand zwischen Frankreich und Deutschland wiederhergestellt wurde.

Dass das nicht der Fall war, ist ein anderes Problem. Am 11. November 1942 schrieb der Führer an den Marschall, um ihm die Notwendigkeit für die Verletzung der Demarkationslinie durch die Wehrmacht zu erklären: «Die Bewegung der deutschen Truppen richtet sich nicht gegen Sie, den Staatschef und verehrungswürdigen Oberbefehlshaber der tapferen französischen Soldaten des Weltkrieges, noch gegen die französische Regierung und schon gar nicht gegen all diese Franzosen, die den Frieden herbeisehnen, und die vor allem vermeiden wollen, dass ihr schönes Land wieder zum Kriegsschauplatz wird... Die einzige Absicht unseres Unternehmens ist es, zu verhindern, dass sich die in Nordafrika eingetretene Lage plötzlich auch an den Küsten im Süden Frankreichs wiederholt.» Der Waffenstillstand wurde daher nicht gekündigt. Aber in Nordafrika wie in Frankreich war das Unglück nun einmal geschehen.

In der Süd-Zone verstanden die Bevölkerung und die 100'000 Mann des durch den Waffenstillstand genehmigten Heeres die deutsche Reaktion vollkommen. Es gab nicht den geringsten Versuch zur Hetze. Als der General de Lattre de Tassigny als Befehlshaber der Militärregion von Montpellier versuchte, entgegen den erhaltenen Befehlen den für den Fall einer Verletzung des Waffenstillstandsvertrages vorgesehenen Widerstandsplan in Kraft zu setzen, gelang es ihm nur, einige Dutzend Soldaten dafür zu gewinnen, so dass er sich wenige Tage später zwei Gendarmen ergeben musste. Überall wurde die Wehrmacht freudig als befreundete Macht begrüsst, die gekommen war, um einem angegrif-

fenen Land bei seiner Verteidigung beizustehen. Ihre Einheiten teilten ihre Unterkünfte mit den französischen Truppen, und die Soldaten der beiden Nationen fraternisierten. Warum verlangte Deutschland unter diesen Umständen die Auflösung des Waffenstillstands-Heeres, womit es viele seiner Offiziere in die Arme der *maquis* trieb? Wenn die ganze Politik Deutschlands gegenüber Frankreich in den Händen eines alliierten Agenten gewesen wäre, hätte das Reich wahrlich nicht anders handeln können.

VII. IM VERROTTETEN VICHY

Im November 1942 hätte der Marschall Pétain Frankreich verlassen und sich nach Nordafrika begeben können. Einige seiner Mitarbeiter schlugen ihm das vor. Der Panzerkreuzer «Strasbourg» erwartete ihn mit Feuer unter den Kesseln, und ein Flugzeug stand für ihn bereit. Er lehnte entschieden ab. Er wies auch den Ratschlag zurück, auf die Ausübung seiner Funktionen zu verzichten und sich wie König Leopold III. von Belgien als Kriegsgefangenen zu betrachten. Sein Verhalten hatte verschiedene Gründe.

In erster Linie wollte der Staatschef sein den Franzosen gegebenes Wort halten, sie im Unglück nicht zu verlassen. Seine Person war der Schild, den er weiter Deutschland entgegenhalten wollte, um zu verhindern, dass Frankreich «wie Polen behandelt» würde. Dies war ein Beweggrund der Ehre, der zweifellos allein schon ausgereicht hätte, um ihn auf seinem Posten bleiben zu lassen. Aber es war nicht der wichtigste. Die alliierte Landung in Nordafrika, mit der sich die zweite Front in Europa ankündigte, brachte den alten Strategen zu der Überzeugung, dass der Krieg für das Reich bereits verloren war. Das Angebot Hitlers vom 8. November für ein Bündnis «durch dick und dünn» kam einen Tag zu spät. Gegenüber der vorhersehbaren endgültigen Niederlage der Achse gab es für Frankreich kein gültiges politisches Motiv, sich auf ihrer Seite einzusetzen. Im November 1943 drückte der Marschall seine Gedanken in grossen

Zügen aus, indem er Hitler schrieb: «An der Spitze eines unglücklichen Landes, das in einer schamlosen Welt von einem den Erfordernissen des Krieges unterworfenen Heer besetzt ist, kann ich keine andere Politik führen... Durch den Kampf gegen Terrorismus und Kommunismus trägt sie zur Verteidigung der westlichen Zivilisation bei; nur sie kann die Chancen jener Aussöhnung unserer beiden Völker bewahren, die die Vorbedingung für den Frieden in Europa und in der Welt ist.»

Dazu war es jetzt in erster Linie notwendig, die französische Einheit aufrechtzuerhalten, das neue Regime, ohne welches das Land in seinen vorhergehenden Zustand der Dekadenz zurückfallen würde, vor der Zerrüttung zu bewahren und im gegebenen Augenblick mit nordamerikanischer Hilfe zu verhindern, dass England und die Gaullisten Frankreich in die Rolle einer zweitrangigen Macht drängten.

In Bezug auf Deutschland gehörte die Zeit einer Zusammenarbeit, deren Bedingungen Hitler nicht angenommen hatte, der Vergangenheit an. Es blieb als kleineres Übel die Mitarbeit, wie sie die tatsächliche Lage erforderte. Bedeutete dies in der Vorstellung Pétains, dass Frankreich auf die alliierte Seite zurückkehren und zur Niederwerfung Deutschlands beitragen sollte? Keineswegs. Der Marschall hoffte im Gegenteil, eine vermittelnde Rolle spielen und mit seinem Prestige die alliierte Politik der bedingungslosen Kapitulation gegenüber dem Reich verhindern zu können. Als Pétain am 10. November 1942 den Generalfeldmarschall von Rundstedt empfing, den der Führer geschickt hatte, um ihm die Umstände des Einmarsches in die Südzone zu erklären, machte er aus seiner Ansicht kein Hehl, dass Deutschland den Krieg schon nicht mehr gewinnen

könne. Trotzdem, so meinte er, sollte den periodischen Konflikten zwischen den beiden Ländern ein Ende bereitet werden: «Ich möchte nicht sterben, ehe ich nicht unsere beiden Völker miteinander ausgesöhnt habe.» Machiavellistische Taktik, wie behauptet wurde? Ganz offensichtlich nicht. Die späteren Ereignisse sollten es beweisen.

Aus der Gewissheit, mit der der alte Soldat den alliierten Sieg vorhersah, ergab sich seine neue politische Einstellung. Während der Marschall sich weigerte, England und den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären, und durch seine Gegenwart die Bildung einer De-facto-Regierung verhinderte, die dies getan hätte, wies er gleichzeitig jede feindliche Stellungnahme gegenüber Deutschland zurück. Bei der nordamerikanischen Landung in der Normandie (1944) empfahl er den Franzosen, eine neutrale Haltung gegenüber den kämpfenden Parteien einzunehmen.

Pétains Position war jedoch gewiss nicht diejenige all seiner Mitarbeiter. In Vichy und besonders in der engsten Umgebung des Staatschefs gab es seit 1940 eine starke Tendenz zum *attentisme*, einer Politik des Abwartens, des Zeitgewinnens, bis sich die Lage geklärt haben würde. Im Prinzip unterstützte diese Einstellung die als reine Taktik gedachte Politik der Kollaboration. Es handelte sich darum, von den Deutschen durch kleine und manchmal lediglich verbale Zugeständnisse eine Abschwächung der Klauseln des Waffenstillstands-Vertrages zu erreichen. Wenn das Reich, wie es damals noch den Anschein hatte, den Krieg gewinnen würde, stünde Frankreich in gewissem Umfang auf der Seite des Siegers; im gegenteiligen Fall würde es automatisch wieder auf alliierter Seite landen, besonders wenn es

ihm möglich wäre, im geeigneten Augenblick wieder in den Krieg einzutreten. Natürlich stimmten die *attentistes* lauthals der Entscheidung Darlans zu, aber ihr Einfluss auf den Marschall war nicht stark genug, um diesen nachgeben zu lassen. Später bestand für sie die Kollaboration schon in nichts anderem mehr als einem doppelten Spiel: Deutschland bis zu seiner endgültigen Niederlage zu hintergehen. Einige wollten die neue Ordnung bewahren und befürworteten daher – Maurras folgend – die gegen ihre Feinde ergriffenen Massnahmen. Andere dagegen waren ganz einfach zum Gaullismus übergegangen und unterhielten Kontakte mit Londons Agenten und den *maquisards*.

Unter den *attentistes* muss man auch die Mitglieder einer höchst merkwürdigen Geheimgesellschaft suchen, deren Bedeutung nie ganz enthüllt worden ist. Der *Mouvement Synarchique d'Empire* war kurz vor dem Krieg gegründet und nach den Regeln der alten martinistischen Logen organisiert worden, d.h. auf dem Weg der Ketten-Mitgliedschaft, die sicherstellt, dass der Name des neuen Mitglieds nur zwei weiteren Mitgliedern bekannt ist. Die Gesellschaft versuchte, in die Kreise einzudringen, die wir heute als Technokraten bezeichnen würden. Sie hatte viele Angehörige unter den Absolventen der Hohen Schulen, besonders derjenigen für Polytechnik*, wie auch im Beamtenkörper der Finanzinspektion**. Die Gesellschaft hatte das Ziel, in

* Das von der Universität unabhängige Polytechnikum bildete Zivil- und Militär-Ingenieure auf höchster Ebene aus. Seine durch Wettbewerb ausgewählten Schüler standen vier Jahre lang unter dem Reglement einer militärischen Erziehungsanstalt.

** Hochspezialisierte Beamte des gehobenen Dienstes der Finanzverwaltung, denen die Vorbereitung des Haushaltsvoranschlages, die

allen Sektoren des Staates die Politiker durch Techniker zu ersetzen. Sie war ausserdem «relativistisch», und ihr Programm – streng vertraulich und nur für Mitglieder bestimmt, deren jedes nur ein einziges nummeriertes Exemplar unter eidesstattlicher Geheimhaltungsverpflichtung ausgehändigt erhielt – begann so: «Die Demokratie ist gut für angelsächsische Länder, wie der Nationalsozialismus für Deutschland und der Kommunismus für Russland. Die Demokratie ist schlecht für Frankreich. ..»* ***

Mit anderen Worten war die Synarchie auf internationalem Gebiet pluralistisch, hatte aber für Frankreich eine autoritäre und zentralistische Staatsauffassung. Es war eine Auffassung *sui generis*, dem napoleonischen System ziemlich nahestehend, die zum Teil mit der Lehre der Action Française übereinstimmte (Ein-Mann-Regierung, Antiparlamentarismus), nach der sich die engste Umgebung des Marschalls ausrichtete, ihr aber in einigen wesentlichen Punkten widersprach. Die Technokraten waren gegen die Dezentralisation der Provinzen und standen dem (heftig antikapitalistischen) nationalen Sozialismus feindselig gegenüber, so wie das Pétain – in den Fussstapfen Maurras' – in seiner an die Arbeiterschaft gerichteten Botschaft von Saint-Etienne ausgedrückt hatte. Nun gehörten verschiedene Minister und hohe Beamte der Vichy-Regierung der Synarchisti-

Überwachung der öffentlichen Ausgaben usw. obliegt, von denen viele nach ihrem Ausscheiden aus dem öffentlichen Dienst hohe Posten bei privaten Banken übernehmen.

*** Nach dem Gedächtnis zitiert. Der Verfasser bekam 1944 ein Exemplar dieses Programms in die Hand, das ein Nachrichtendienst beschlagnahmt hatte.

schen Reichs-Bewegung an: sämtliche Mitglieder der wirtschaftlich-technischen Ressorts (Cathala, Bichelonne, Berthelot, Bonnafous, Chasseigne), die auf ihrem Gebiet äusserst tüchtig waren, und deren grösster Teil aus dem Generalstab des Bankhauses Worms kam, einer in jüdischem Besitz befindlichen Handelsbank, und einige aus dem politischen Bereich (Innenminister Pucheu, der 1942 nach Nordafrika ging und dort erschossen wurde, und Bousquet, Generalsekretär der Polizei bis Mitte 1943). Über das Wirtschaftsministerium und häufig direkt kontrollierte die Synarchie auch die von den Unternehmern der verschiedenen Industriezweige gebildeten Organisations-Komitees. Sie sollten in der Vorstellung des Marschalls auf der Arbeitgeberseite die künftigen Korporationen vorbereiten. Tatsächlich widmeten sie sich mit Hilfe der deutschen Behörden, die ausschliesslich an der unmittelbaren Leistung der Fabriken interessiert waren, vornehmlich der Aufgabe, die hergebrachten wirtschaftlich-sozialen Strukturen zu wahren und zu stärken, ohne dabei von den Gewerkschaften gestört zu werden.

Auf internationalem Gebiet gleichgültig und pragmatisch, unterstützten die Synarchen die Politik der Kollaboration, solange die Achse siegreich war. Sie verliessen und sabotierten sie, als Deutschland den Krieg zu verlieren begann. Für sie musste Frankreich im Lager der Sieger stehen, wer immer diese auch waren. Von diesem Gesichtspunkt aus stimmten sie, wenn auch mit einer zum Teil anderen Motivation, mit dem *entourage* (der engsten Umgebung) des Marschalls überein.

Neben dem Klan der *attentistes* (Abwarter), der sich immer stärker dem Doppelspiel zugunsten der Alliierten verpflichtete, stand in Vichy die Gruppe der Mitar-

beiter Laval, der im April 1942 unter deutschem Druck auf den Posten des Regierungschefs zurückgekehrt war. Der «Präsident», wie er genannt wurde, weil er verschiedentlich als Präsident des Ministerrates der Dritten Republik gedient hatte, war, wie wir wissen, kein Nationalsozialist, aber ein Befürworter der deutsch-französischen Aussöhnung. Er wünschte den Sieg des Reiches und bekundete das auch öffentlich – aber nicht auf Kosten Frankreichs. Als politischer Ränkeschmied und Mann der Auvergne* war er ebensowenig bereit, seinen vollen Einsatz in einer Partie zu leisten, deren Ausgang noch ungewiss war. Ausserdem war er von ganzem Herzen Pazifist. Er würde über die Unterstützung für Deutschland verhandeln – nichts ohne Gegenleistung – und würde nie so weit gehen, den Alliierten den Krieg zu erklären. Wenn Laval später in seinem Prozess dies doppelte Spiel zugab, so war das nur eine Art, sich zu verteidigen, die – unglücklicherweise für ihn – niemand täuschen konnte.

Aber für die Nationale Revolution Pétains hatte der «Präsident» auch nicht mehr übrig als für die nationalsozialistische Weltanschauung. Er betrachtete den Regimewechsel als eine unglückliche Folge der Niederlage und eine unerfreuliche Bedingung der Kollaboration. Dieser Politiker, der sich im Lauf seiner politischen Karriere vom extremistischen Sozialisten zum Konservativen entwickelt hatte, war ein Liberaler. Auf einer Wahlversammlung fühlte er sich gewiss wohler als bei einem militärischen Vorbeimarsch. Er verheimlichte

* Die Auvergnier sind wie alle Angehörigen der alpinen Rasse besonders listig, weswegen jede Verhandlung mit ihnen äusserst schwierig ist.

seinen Republikanismus nicht, ja er bekundete ihn mit einer gewissen Unverfrorenheit öffentlich, indem er etwa, zumindest in Paris, Briefpapier mit dem Siegel der Französischen Republik provokativ benutzte. Als er an die Regierungsführung zurückkehrte, beeilte er sich, den Nationalrat aufzulösen, eine beratende Körperschaft von Persönlichkeiten, die der Neuen Ordnung nahestanden, und unter der Bezeichnung von Departements-Räten die alten Generalräte der Departements wiederherzustellen, wobei er alles tat, um die einst gewählten Mitglieder wieder in ihre Ämter einzusetzen. All dies schuf in Vichy eine Dualität der Macht. Auf der einen Seite standen der monarchistische und faschistische, aber deutschfeindliche *entourage* des Marschalls und die opportunistischen Synarchisten, auf der anderen der republikanische «Präsident», der jedoch als Pazifist Befürworter einer echten, wenn auch ausgehandelten Kollaboration war. Oben drüber thronte (aber regierte nicht) Pétain.

Mehr durch seine frei eingegangenen und geliebten Bindungen als durch seine demokratischen Ideen zeigte Laval auf dem Gebiet der Innenpolitik eine Weichheit, die schon an Sabotage grenzte. 30 Jahre parlamentarischen Lebens hatten ihn mit allen Berufspolitikern des Landes solidarisch gemacht. Im Abgeordnetenhaus oder im Senat konnten sich die politischen Gegner wütend bekämpfen und sogar beschimpfen, aber das hinderte sie nicht daran, unmittelbar darauf die Kampfstätte Arm in Arm zu verlassen, um in der *buvette* des Palais-Bourbon oder des Palais du Luxembourg zusammen ein Gläschen zu trinken. Wenn sich der «Präsident» den Kriegstreibern von 1939 gegenüber unbarmherzig zeigte, so empfand er für die Parlamentarier, die,

obwohl sie 1940 dafür gestimmt hatten, dem Marschall alle Vollmachten zu übertragen, auf der anderen Seite standen, so wenig Feindschaft wie für die hohen Staatsbeamten, die der Republik gedient hatten und ihr weiter treu blieben. Er selbst war nie Freimaurer, wohl aber viele seiner Freunde. Überflüssig zu erwähnen, dass er alles andere als Antisemit war, ja dass er überhaupt nicht verstehen konnte, dass es ein solches Problem gab.

Und dieser Mann hatte durch seine Befugnisse als Innenminister, ein Posten, den er 1942 gefordert und erhalten hatte, nun einerseits den Befehl über die Präfekturen und Polizei und war andererseits derjenige, der die Gesetze durchzuführen hatte, mit denen die politischen Parteien und Logen aufgelöst, die Würdenträger der Freimaurerei von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen und die Juden unter Ausnahmerecht gestellt worden waren. So bemühte sich denn der «Präsident», die Auswirkungen der 1940 – ohne seine Mitwirkung – entworfenen und in Kraft gesetzten Gesetze nach Möglichkeit abzuschwächen, womit er – ohne es zu wollen – die deutsch-französischen Beziehungen beeinträchtigte.

Das kurz nach dem Waffenstillstand in Kraft gesetzte französische Juden-Statut war weniger streng als die Nürnberger Gesetze. Es wurde nur auf diejenigen angewendet, die mindestens drei jüdische Grosselternteile hatten, und enthielt keinerlei biologisch-soziale Beschränkungen. Die Juden mussten sich in den Polizeikommissariaten registrieren lassen und erhielten später in ihre Pässe als Kennzeichen ein «J» (juif). Es war ihnen verboten, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, den Beruf eines Journalisten oder Rechtsanwaltes zu betreiben oder als Unternehmer tätig zu sein. Ihre kommerziellen Vermögenswerte wurden beschlag-

nahmt und bis zur Versteigerung zugunsten des Staates unter Zwangsverwaltung gestellt. In der Nord-Zone machten die deutschen Behörden zusätzlich das Tragen des Juden-Sterns zur Pflicht.

Für die Anwendung des Juden-Statuts hatte die französische Regierung das *Commissariat aux Questions Juives* geschaffen, dessen Chef zunächst ein monarchistischer Nationalist war, Xavier Vallat, und später Darquier de Pellepoix, vor dem Krieg Führer einer kleinen antijüdischen Organisation, die in enger Verbindung zur Action Française stand. Vallat hatte sich in seiner Funktion so weich gezeigt, dass er den Eindruck machte, als sei es seine Aufgabe, die Juden zu beschützen, statt ihre Wirkungsmöglichkeiten bis zur Bedeutungslosigkeit einzuschränken. Darquier de Pellepoix dagegen war unbeugsam. Eine der ersten Massnahmen, die Laval nach seiner Rückkehr an die Macht traf, war, dass er das Juden-Kommissariat aus dem Kabinett des Marschalls herauslöste und sich direkt unterstellte.

Daraufhin begann zwischen dem «Präsidenten» und dem Juden-Kommissar eine Art «Abnutzungskrieg». Die eigens zur Bekämpfung der Juden bestimmte Abteilung der Polizei wurde aufgelöst. Einige Gesetzentwürfe, die die Beschlagnahmungspraxis regeln und Unterschleife ausschliessen sollten, wurden zu den Akten gelegt. Die Polizei erhielt Anweisung, möglichst sanft vorzugehen. Als der SD 1943 mit der Deportation von Juden begann, erreichte es Laval zunächst, dass davon nur ausländische Juden betroffen wurden und dass die Durchführung bei der französischen Polizei lag. In der Süd-Zone, wohin 1940 viele Juden geflüchtet waren und wo sie sich über alle Provinzen verstreut und in Dörfern und kleinen Städten versteckt hatten, deren Bevölke-

rung im Gegensatz zu den mittleren und grossen Städten nie besonders judenfeindlich war, weil es bei ihnen nie jüdische Gemeinschaften gegeben hatte, taten die Präfekten und die Polizei alles nur Mögliche, um sie zu schützen. Inzwischen hatte Laval die ausländischen Botschaften von den deutschen Absichten unterrichtet und erreicht, dass verschiedene von ihnen (die türkische, spanische, rumänische und ungarische) zugunsten ihrer Staatsbürger intervenierten (auch wenn die Staatsbürgerschaft manchmal fragwürdig war), um deren Deportation zu verhindern. Auch ausländische Juden mit einem französischen Ehepartner und solche, die sich irgendwelche Verdienste um Frankreich erworben hatten, durften nicht ergriffen werden. Und als die Besatzungsbehörden in Paris eine Razzia befahlen, wurden von der französischen Polizei nur 3500 Juden verhaftet statt der 12'000, für die Züge bereitgestellt waren, um sie nach Polen zu schaffen. Mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln also sabotierte Laval sowohl das französische Gesetz als auch die deutschen Anordnungen.

In Bezug auf die Freimaurer war das ständige Eingreifen des «Präsidenten» noch wirkungsvoller. Das Gesetz von 1940 machte es den öffentlichen Angestellten zur Pflicht, eine Erklärung zu unterschreiben, ob sie den aufgelösten Geheimgesellschaften angehörten oder nicht. Für falsche Angaben waren Strafen vorgesehen, insbesondere die fristlose Entlassung, und die Namen der Gesetzesbrecher mussten im *Journal Officiel* veröffentlicht werden, in dem andererseits auch die Namensliste der Würdenträger der Freimaurerei erschien, denen bekanntlich die Ausübung jeden öffentlichen Amtes untersagt war. Mit der Durchführung des Gesetzes war ein besonderer Dienst, die *Commission Spéciale*

des *Sociétés Secrètes*, unter direkter Verantwortung des Marschalls betraut. Sofort verlangte und erreichte es Laval, dass sie ihm persönlich unterstellt wurde. Er löste auch die Polizei-Abteilung zur Bekämpfung der Freimaurerei auf. Er lehnte verschiedene Projekte zur Erweiterung des Anwendungsbereiches des Gesetzes ab, dessen Durchführung er systematisch behinderte, indem er beantragte Ausnahmegenehmigungen bewilligte. Im März 1943 protestierte der Admiral Platon, Staatssekretär beim Regierungschef, der mit der Bearbeitung der Freimaurer-Angelegenheiten beauftragt war, heftig gegen diese Art Sabotage, wobei er 15 Bürgermeister, 4 Sekretäre von Gemeindeverwaltungen und 66 Finanzbeamte namentlich anführte, die als Würdenträger der Freimaurerei oder trotz erwiesener falscher Angaben weiter ihre Ämter ausübten. Die einzige Massnahme, die der «Präsident» daraufhin ergriff, war, dass er den Admiral (nicht die Freimaurer) seines Amtes enthob und ihn durch einen farblosen Juristen ersetzte.

Schwere Folgen hatte die Verwaltungspraxis Lavals. Die Dritte Republik hatte vom napoleonischen Reich die Einrichtung der Präfekturen geerbt. In jedem der Departements, in die das Gebiet der Republik ohne Rücksicht auf die alten Provinzen eingeteilt worden war, fungierte der Präfekt als Vertreter des Innenministeriums und hatte unter seiner direkten Befehlsgewalt die Subpräfekten, die ausserhalb der Departements-Hauptstadt die verschiedenen örtlichen Gemeinden leiteten. Diese Berufsbeamten hatten unbeschränkte Machtvollkommenheit auch über die gewählten Bürgermeister, die sie nach Gutdünken durch einfachen Erlass absetzen konnten. Ihnen stand ein gewählter Generalrat

zur Seite, der jedoch nur beratende Funktionen hatte. Das bedeutete, dass die Durchführung der Gesetze, von den Gerichten abgesehen, ausschliesslich vom Präfekten abhing. Unnötig hinzuzufügen, dass unter der Dritten Republik für derartig wichtige politische Ämter nur ganz zuverlässige Beamte ernannt wurden. Wenn sie auch keiner politischen Partei angehörten, waren sie doch geschworene Anhänger der Republik. Da meist sehr tüchtig, waren sie schwer zu ersetzen. Als das Regime wechselte, blieben die meisten von ihnen im Amt. Nur die Hochgradfreimaurer wurden gefeuert – wenn sie sich als solche erklärt hatten.

Mit diesen Präfekten, die er alle persönlich kannte, wenn er sie nicht sogar ernannt hatte, fühlte Laval sich wohl. Er zählte auf sie, um die Errichtung der Neuen Ordnung soweit wie irgend möglich zu bremsen und die Macht der «Legion der Frontkämpfer» im Süden und der «nationalen Parteien» im Norden zu beschränken, die darauf bestanden, das gestürzte Regime zu liquidieren. Sie taten es aus gutem Grund, denn die Präfekten, die Ministerwechsel gewohnt waren, verstanden es glänzend, ihre Haltung der jeweiligen Lage des Tages anzupassen, ohne jedoch irgend etwas von ihren Vorrechten in Bezug auf das Grundsätzliche aufzugeben. Und das Grundsätzliche war für sie das republikanische System. Sie wussten sehr genau, dass der Marschall – wie er öffentlich angekündigt hatte – die Departements durch Regionen auf der Grundlage der historischen Provinzen ersetzen wollte. Sie wussten genausogut, dass der «Präsident» sich diesem fundamentalen Wandel erfolgreich widersetzt hatte. Es gab keine geschickteren Gegner der Nationalen Revolution, und es konnte sie nicht geben. Und Laval deckte sie.

Das gleiche geschah mit der nicht weniger zentralisierten Polizei. 1940 hatte der Marschall den Posten des Polizei-Intendanten bei jeder Präfektur geschaffen, der fast immer mit einem Offizier der Kriegsmarine besetzt wurde. Aber es war eine Sache, die ihrem Kapitän treu ergebene Besatzung eines Schiffes zu befehligen, und eine ganz andere, seine Autorität gegenüber einer zivilen Macht durchzusetzen, die durch einen festen Korpsgeist und durch eine gewisse Komplizenschaft in ihrer recht besonderen Handlungsweise geeint war. Seine Aufgabe wurde um so schwieriger, wenn die hohen Polizeibeamten (auch diese) von den jeweiligen Innenministern der Republik ernannt und weitgehend politisiert waren.

Es war also gar nicht ungewöhnlich, dass sowohl die Beamten der Präfektur-Verwaltung als auch diejenigen der Polizei die vom Marschall in Kraft gesetzten Gesetze sabotierten, soweit sie das nur konnten, ohne allzusehr aufzufallen, besonders in der Süd-Zone, wo die deutschen Behörden, selbst nach dem Einmarsch der Wehrmacht, keinerlei Kontrollgewalt ausübten. Der «Präsident» deckte diese absichtliche Schlamperei, wenn er nicht sogar selbst für sie verantwortlich war. Von den im April 1942 vorhandenen 30'000 Internierten der öffentlichen Verwaltung blieben zwei Jahre später nur noch 5'000 übrig. Täglich intervenierte Laval bei den deutschen Behörden, um die Freilassung von politischen Gefangenen und Juden zu erreichen. Täglich behinderte er die Miliz in ihrem Kampf gegen die «resistance». Mehr noch: er hatte den militarisierten Polizeikräften, die gegen die *maquis* kämpften (oder doch hätten kämpfen sollen), den Befehl (nach seinen eigenen Worten) gegeben, «das Geheime Heer, das heisst

den organisierten Widerstand, der nicht angerührt werden sollte, von den terroristischen Elementen zu unterscheiden, die kriminelle Handlungen begehen und verfolgt werden müssen... Es obliegt den Präfekten und Polizeichefs, die Unterscheidung selbst zu treffen». Man kann sich leicht vorstellen, dass viele dieser Beamten, die nur unwillig gehandelt hätten, wenn sie dazu genötigt worden wären, nur allzu froh waren, die halben Worte des Regierungschefs auf ihre Weise auslegen zu können und nichts zu tun.

Als Folge des Verrats von Algier, des pflichtmässigen Arbeitsdienstes und der demokratischen Sanftheit Lavals verschlechterte sich die innere Lage des Landes mit höchster Geschwindigkeit. Ende 1943 herrschte bereits in einem guten Teil der Süd-Zone das Chaos, und die Attentate gegen die Deutschen und vor allem gegen die französischen «Kollaborateure» vervielfältigten sich. Nachdem die Reichsregierung unter dem Einfluss von Otto Abetz eine grenzenlose Geduld bewiesen hatte, musste sie nun reagieren. In einem Brief, den Reichsaussenminister von Ribbentrop – gegen jedes Protokoll – an den Marschall Pétain richtete, schrieb er am 29. November 1943: «Die Massnahmen, die Sie, Herr Marschall, als Staatschef ergriffen haben, haben bedauerlicherweise nur das allzu häufige Ergebnis gehabt, der freundschaftlichen Zusammenarbeit, die unsere beiden Völker wünschten und die die französische Regierung durchführte, entgegenzuwirken... Dieser ständige Kampf gegen jede französische Aufbauarbeit macht durch seinen dauernden Widerstand die Ernennung von Männern auf den wichtigsten Posten der französischen Regierung und Verwaltung unmöglich, deren loyale Einstellung die Durchführung einer Politik

Berlin, den 29. November 1943

Herr Marschall !

Die Botschaft Paris ist am 13. November davon in Kenntnis gesetzt worden, dass Sie, Herr Marschall, noch am selben Tage in einer Rundfunkansprache eine Verfassungsänderung über die Nachfolge des französischen Staatsoberhauptes verkünden wollten. Der von der Französischen Regierung unterbreitete Text sowie der Entwurf der Verfassungsänderung, der von der Deutschen Botschaft nach Berlin übermittelt wurde, traf hier erst kurz vor dem für Ihre Rundfunkansprache vorgesehenen Zeitpunkt ein. Die Reichsregierung war somit nicht in der Lage, das Gesetz vorher daraufhin zu prüfen, ob seine Auswirkungen die berechtigten Interessen Deutschlands als Besatzungsmacht berühren könnten.

Die Reichsregierung hat aber einen Anspruch darauf, dass ihr von allen wichtigen französischen Gesetzen und Verordnungen rechtzeitig vorher Kenntnis gegeben wird. Sie muss daher in jedem Fall ihr Befremden darüber zum Ausdruck bringen, dass ein Akt

von

Herrn
Marschall Pétain
Staatschef von Frankreich
V i c h y

Erste und letzte Seite des Briefes von Ribbentrop an Pétain

Ihrem Erweisen anheim stellt, hieraus die Ihnen
richtig erscheinenden Folgerungen zu ziehen.

Genehmen Sie, Herr Marschall, den Ausdruck
seiner vorzüglichen Hochachtung

P. Wittmann

der Konsolidierung Frankreichs sichern würde.» Ribbentrop ging sogar so weit, den Marschall zu beschuldigen, «eine Fühlungnahme mit dem Algier-Komitee und daher mit den Engländern und Nordamerikanern vorzubereiten». Und er fügte hinzu: «Aus all diesen Gründen kann es Sie, Herr Marschall, nicht überraschen, dass die Reichsregierung Ihre Tätigkeit als Staatschef mit ständig wachsendem Befremden beobachtet hat. Eines steht fest: die oberste Leitung des französischen Staates hat einen Weg beschritten, den die Reichsregierung nicht guthessen kann, und den sie in Zukunft nicht zuzulassen entschlossen ist.» Berlin verlangte die Ernennung von «vertrauenswürdigen Persönlichkeiten» und war entschlossen, «seine Interessen unter allen Umständen so oder so zu wahren... Wenn Sie, Herr Marschall, sich weiter ausserstande sehen, Ihre Obliegenheiten zu erfüllen, lasse ich Sie im Namen des Führers wissen, dass er Ihnen anheimstellt, daraus die Ihnen richtig erscheinenden Folgerungen zu ziehen.»

Da gab es nicht mehr viel zu diskutieren. Die Alternative war die Bildung einer Quisling-Regierung, wie sie die Lavals überdrüssigen «nationalen Parteien» verlangten. Pétain gab nach. Er nahm in seine Regierung drei entschlossene Männer auf: Joseph Darnand, Chef der Französischen Miliz und SS-Sturmbannführer, der durch diese Ernennung daran gehindert wurde, sich mit seinen Männern zu vereinen, die in der «SS-Sturmbrigade Frankreich» als Freiwillige standen, und dem als Staatssekretär für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sämtliche französischen Sicherheitskräfte unterstellt wurden; Philippe Henriot, gleichfalls von der Miliz, als Informationsminister; und Marcel Déat, der als Arbeitsminister niemals an irgendeiner Kabinettsit-

zung teilnehmen sollte. Jacques Doriot, der Chef der Französischen Volkspartei, strebte nach keinem Ministerposten. Er hielt sich für das Amt des künftigen Staatschefs bereit.

In diesem «Sack voll Flöhe», den die «Einheitsparteien» darstellten, zeichnete sich tatsächlich Doriot durch seine starke Persönlichkeit und seine politische Fähigkeit aus. In den bis dahin vergangenen drei Jahren hatte sich andererseits eine gewisse Polarisierung der Kräfte ergeben. Déats RNP hatte einen so grossen Teil seiner Mitglieder verloren, dass Déat den restlichen Weisung gab, der Miliz beizutreten. Bucarts Franzismus war ein Grüppchen von so geringer Bedeutung geblieben, dass Laval es sich leisten konnte, seinen Chef für ein paar Wochen einzusperren. Von der National-Kollektivistischen Partei und der Französischen Liga sprach man schon gar nicht mehr. Der MSR Deloncles, der persönlich (er gehörte der Synarchie an) mit den Nordamerikanern Verbindung aufgenommen hatte und von seinen alten Kameraden von der *Cagoule* als Verräter geächtet worden war, hatte viele seiner Anhänger an die Miliz verloren. Tatsächlich zählten nur noch die Miliz und der PPF, die beide auf dem gesamten französischen Staatsgebiet tätig waren. Für sie war der innere Feind Pierre Laval.

Aber dieser genoss weiter die Unterstützung der deutschen Behörden. Dass sein Freund Otto Abetz sie ihm nicht entzogen hatte, kann nicht verwundern. Aber es ist heute, vierzig Jahre danach, einfach unglaublich, dass diese Unterstützung auch in jenen Monaten nicht aufhörte, als der Botschafter 1944, eben wegen des Scheiterns seiner Politik, von seinem Posten abberufen worden war. Es scheint unbegreiflich, dass die SS, die über

die Politik des «Präsidenten» vollkommen unterrichtet war, den grossen Wandel nicht durchsetzte, den die authentischen französischen Nationalsozialisten unüberhörbar verlangten. Fürchtete die Regierung des Reiches ein Frankreich, an dessen Spitze ein ebenso entschlossener wie unangreifbarer Mann stand, der sich und sein Land an der Seite Deutschlands voll eingesetzt und damit im Falle des Sieges das Recht gehabt hätte, nicht nur mitzuarbeiten, sondern auch mitzubestimmen? Die Geschichte wird Frage eines Tages beantworten.

VIII. DIE FREIWILLIGEN

Während sich die Politik der Kollaboration zwischen Deutschland und Frankreich in einer Atmosphäre gegenseitiger Verständnislosigkeit, ebensolchen Misstrauens und manchmal sogar gegensätzlicher Hintergedanken mühsam entwickelte, gab es Franzosen, die auf dem unverdächtigsten Gebiet, dem militärischen, das Bündnis zwischen den beiden Ländern verwirklichten. Mehr als 50'000 Freiwillige dienten vier Jahre lang in zwei geschlossenen französischen Einheiten und vereinzelt in deutschen Verbänden.

Als die Wehrmacht am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion einmarschierte, war das für viele Franzosen, die aus dem einen oder anderen Grund ihrer Nationalen Revolution einen europäischen Sinn geben wollten, die richtige Gelegenheit. Bis dahin ähnelte der Kampf zwischen Deutschland und England zu sehr den nationalistischen Kriegen von einst, wobei noch der deutsch-sowjetische Pakt nicht eben dazu angetan war, ihm einen weltanschaulichen Sinn zu geben. Die bewaffneten Zusammenstöße zwischen Franzosen und Briten in den Kolonien gingen gleichfalls nicht über den Rahmen einer traditionellen Rivalität hinaus, abgesehen davon, dass die Lage ein Eingreifen von Freiwilligen aus dem Mutterland unmöglich machte. Der Krieg gegen den Kommunismus veränderte das Bild. Anfang Juli 1941 schlug Jacques Benoist-Méchin, Staatssekretär im Präsidium des Ministerrates und Autor der in Deutsch-

land wie Frankreich gleich bekannten *Histoire de l'armée Allemande* Otto Abetz die Aufstellung einer französischen Freiwilligen-Brigade vor. Das hätte den offiziellen Kriegseintritt Frankreichs bedeutet. Hitler wünschte ihn nicht, das OKW noch weniger. Immerhin erhielten die «nationalen Parteien» der Nord-Zone die Genehmigung, eine «Französische Freiwilligen-Legion gegen den Bolschewismus» zu schaffen. Es war vom französischen Gesichtspunkt aus ein «privater» Verband, dessen mit der Rekrutierung beauftragtem Zentral-Komitee die Führer der verschiedenen beteiligten Bewegungen angehörten. Für die Deutschen wurde die französische Freiwilligen-Legion das Infanterie-Regiment Nr. 638 der Wehrmacht. Die französische Regierung zögerte nicht lange, die Situation zu legalisieren, und der Marschall ebensowenig, eine Botschaft an die Freiwilligen zu richten, in der er sie daran erinnerte, dass sie «einen Teil der militärischen Ehre Frankreichs» auf sich genommen hätten. Der Vorbehalt, den er durch die Verwendung des Wortes «Teil» machte, war einigermassen kennzeichnend. Eine Einheit des französischen Heeres im Verband der Wehrmacht, wie sie ursprünglich geplant war, hätte in den Verhandlungen mit den deutschen Behörden politisches Gewicht gehabt. Eine Einheit jedoch, die von den Parteien, die Vichys Zickzack-Kurs mit wenig Freude verfolgten, aufgestellt war, konnte sich im Gegenteil in ein Druckmittel in den Händen der Reichsregierung verwandeln.

Die deutschen Behörden sahen die Französische Freiwilligen-Legion (LVF) auch nicht mit mehr Wohlgefallen. Warum sollte man dem Gegner von gestern und dem wenig sicheren Partner von heute eine Beteiligung am Krieg gestatten, die ihm nach dem Sieg ein gewisses

Mitspracherecht verschaffte? Natürlich stellte auf politischem Gebiet die französische Beteiligung an dem im Osten begonnenen Krieg eine Verpflichtung für die Regierung des Marschalls dar und diente gleichzeitig der Propaganda, die dabei war, den Feldzug gegen die Sowjetunion nicht nur als einen deutschen, sondern einen europäischen Kreuzzug darzustellen. Für das deutschnationale OKW dagegen handelte es sich fast um eine Beleidigung. So kam es, dass das deutsche Heeres-Sanitätswesen von vornherein bemüht war, die Rekrutierung französischer Freiwilliger zu hintertreiben. Von den 5'000 Freiwilligen, die sich an den ersten beiden Tagen im Hauptquartier der Legion in Versailles meldeten, wurden nur 1600 als diensttauglich befunden.

Unter diesen Freiwilligen gab es alle nur möglichen Typen. Ihre überwiegende Mehrheit bestand aus Aktivistinnen der «nationalen Parteien», etwa je zur Hälfte des PPF und des MSR, fast alle nach den Ideen der Action Française ausgerichtet. Der Rest waren Berufssoldaten, überreichlich mit Auszeichnungen aus den deutsch-französischen und den Kolonialkriegen dekoriert, Abenteurer aller Art, ehemalige Kommunisten und Anarchisten, die in Spanien in den Internationalen Brigaden gedient und dabei – nicht nur militärisch – hinzugelernt hatten, und schliesslich einige wenige, die sich *pour la boule* meldeten, um mal wieder eine warme Suppe in den Leib zu bekommen. Die körperliche Auslese war schärfstens. Ein schlechter Zahn genügte, um den Freiwilligen dienstuntauglich zu schreiben. Aber einige viel wichtigere Gesichtspunkte blieben vollkommen unberücksichtigt. Nach dem Grund für die Freiwilligenmeldung und nach der politischen Betätigung fragte niemand. Diesen Mängeln, für die die deutschen Militärbe-

hörden verantwortlich waren, gesellte sich eine französische Unterlassung hinzu. Es gab keinen einheitlichen militärisch-politischen Oberbefehl. Militärisch unterstand die Legion dem Befehl des Oberst Labonne, eines Salon-Offiziers ohne grössere Verdienste. In politischer Beziehung war es Doriot, der einzige Parteiführer, der sich freiwillig gemeldet hatte, der sich durchsetzte, allerdings nicht ohne auf den Widerstand derjenigen Freiwilligen zu stossen, die aus dem MSR kamen.

Es konnte kein Wunder geschehen. Die Legion ging aus dem anarchischen Frankreich von 1939 hervor. Gewiss besass sie die Tapferkeit einer Rasse, die sich über die Jahrhunderte hinweg kaum merklich verändert hatte. Aber auch das alte gallische Ferment der Spaltung hatte sich nicht geändert, und an der Spitze des Regiments fehlte die von unbestreitbarem Können gestärkte eiserne Faust, die die Franzosen noch immer nötig gehabt haben, um das Beste aus sich herauszuholen. «Eine tapfere, aber undisziplinierte Truppe», schrieb einer der deutschen Verbindungsoffiziere in seinem Bericht. Er traf den Nagel auf den Kopf.

In der Zeit der Ausbildung im Lager Deba in Polen konnte natürlich vieles zurechtgebogen werden. Diejenigen Freiwilligen, die sich in einem Anflug von Grössenwahn falsche Dienstgrade als Unteroffiziere und sogar Offiziere zugelegt hatten, verschwanden innerhalb weniger Tage. Befehlsverweigerer wurden ohne unnötiges Aufsehen nach Frankreich zurückgeschickt. Bataillon auf Bataillon passten sich die Freiwilligen, ohne zu schimpfen, dem verhassten preussischen Drill an, den (was sie nicht wussten) der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm vom Heer Ludwigs XV. übernommen hatte. Es kam Ordnung in die so verschiedenartig

zusammengesetzten Reihen der Legion. Es blieben die politischen Gegensätze und die für Deutsche unerträgliche Gewohnheit, stets zu protestieren. Diese Gewohnheit wurde von realen Tatsachen genährt, von denen einige weniger bedeutend waren, wie etwa die für Franzosen ungenießbare Wehrmachtverpflegung, andere unvermeidlich, wie die Uniform. Die Werber hatten (sogar auf Plakaten) versprochen, dass die Freiwilligen mit französischen Uniformen und Waffen eingesetzt werden sollten. Das eine war unmöglich, weil Frankreich der UdSSR nicht den Krieg erklärt hatte, das andere verbot sich aus elementaren Nachschubgründen. Es ergaben sich verständliche Reaktionen auf etwas, was als Betrug erschien (und es wohl auch in gewisser Weise war), ohne dass die Deutschen daran Schuld gewesen wären. Nach und nach beruhigten sich die Gemüter, besonders nachdem die Freiwilligen von einigen Zwischenfällen mit der Feldgendarmarie erfahren hatten, die Legionäre in Kriegsgefangenschaft nahm, weil diese die Reise von Paris nach Deba in französischen Uniformen angetreten hatten.

Unerfreulicher waren die ständigen Reibungen, die sich während der vier Jahre durch den Unterschied der Mentalitäten und Verhaltensweisen ergaben. Der Deutsche ist diszipliniert und schweigsam, selbst wenn ihm irgend etwas nicht passt; der Franzose hat in 150 Jahren Demokratie die schlechte Gewohnheit angenommen, ständig zu schimpfen, ob er nun einen Grund dafür hat oder nicht. Der Deutsche braucht und befolgt auf allen Gebieten Vorschriften, die seine Pflichten und Rechte genau definieren; der Franzose ist an das «System D» gewöhnt, wobei D für *débrouille-toi* steht: sieh zu, wie du damit fertig wirst. Deutsche und Franzosen verab-

scheuten die Etappenschweine; aber die einen nahmen sogar noch Haltung an, wenn der Zahlmeister von ihnen, die hungrig aus dem Gefecht kamen, unzählige Papiere verlangte, ehe er ihnen ihre Büchse mit der Tagesration aushändigte, während die anderen ihm die grössten Schimpfworte zuriefen, von denen er zum Glück nur die in deutscher Sprache verstand. Der grösste Teil der LVF war aus dem anarchischen Heer von 1939/40 hervorgegangen und hatte aus dieser beklagenswerten Zeit ein sehr schlechtes Benehmen bewahrt, den «Gassenjungen-Stil», wie ihn Saint-Loup, der Chronist der französischen Verbände an der Ostfront, sehr zutreffend genannt hat. Die Deutschen und viele Franzosen fanden diesen Stil ungehörig.

Ohne dass die Lässigkeit der Disziplin gänzlich verschwand, veränderte sich die Lage indessen 1943 zum Besseren zusammen mit dem Kommando der Legion. Ende 1942 hatte Benoist-Méchin seinen Vorschlag einer offiziellen militärischen Einheit wiederaufgegriffen.

Er erhielt von der französischen Regierung, der er nach wie vor angehörte, die Genehmigung zur Bildung der *Légion Tricolore*, die zum Einsatz an der Ostfront bestimmt war. Ihr schlossen sich viele der besten Offiziere der eben erst aufgelösten Waffenstillstands-Armee an. Das OKW blieb aus Furcht vor dem Entstehen eines neuen französischen Heeres unter dem Vorwand des Antikommunismus, das im gegebenen Augenblick die Seite wechseln könnte, bei seiner Weigerung vom Vorjahr. Die Einheit wurde aufgelöst, aber viele ihrer Angehörigen gingen zur LVF über. Dieser so heterogen zusammengesetzte Verband erhielt so den Zustrom zahlreicher Berufsoffiziere, von denen viele in den Einheiten des französischen Kolonialheeres gedient hatten.

Der Ton änderte sich. Das Kommando des Regiments übernahm der Oberst Paud, der aus der Fremdenlegion kam und der seine Auszeichnungen nicht in den Ministervorzimmern, sondern auf dem Schlachtfeld erworben hatte. Seine Autorität war indessen nicht total. Er musste sie mit dem einzigartigen Militärseelsorger der Einheit, Msgr. Mayol de Lupe, teilen, dem ehemaligen General-Feldkaplan der Fremdenlegion, der mit seinen 70 Lebensjahren in keinem der schrecklichen russischen Winter von der Seite seiner «Gläubigen» wich.

Jean Graf Mayol de Lupe, Prälat Seiner Heiligkeit, war ein Mönch-Soldat mittelalterlichen Stils, der das Kreuz so gut wie die Waffe zu handhaben verstand. Bei seinen guten Beziehungen zum OKW hingen von ihm weitgehend die Beförderungen und Versetzungen der Offiziere seiner Einheit ab. Seine Unbeugsamkeit ging so weit, dass er die Erlaubnis erhalten hatte, an seiner Uniform nicht den Ärmelschild der LVF tragen zu müssen, der die vom Französischen Staat übernommenen blau-weiss-roten Farben der Republik zeigte, die er hasste wie auch ein guter Teil der anderen Freiwilligen. Stattdessen führte er in seinem Gepäck eine authentische französische Fahne – weiss, mit der traditionellen Lilie der Bourbonen – , mit der eines Tages sein Sarg gedeckt werden sollte. Seine Predigten waren höchst originell, indem sie etwa «unseren Heiligen Vater» und «unseren Führer Adolf Hitler» in innige, wenn auch gewagte Verbindung brachten. Die militärische Geschlossenheit der Legion verdankte diesem greisen Kreuzzügler viel. Denn wenn die Legionäre auch manchmal am Ende seiner geistlich-militärischen Ansprachen statt des vorschriftsmässigen «Heil Hitler» den

(durch scheinbare Sprachschwierigkeiten entschuldbaren) Ruf «Drei Liter» ausbrachten, so trugen doch das Beispiel, das er gab, und der Respekt, den er einflösste, dazu bei, den Kampfgeist und die Treue der Freiwilligen aufrechtzuerhalten und anzuspornen.

Das OKW hatte sich mit der Aufstellung der LVF nur widerwillig abgefunden, wie wir bereits gesehen haben. Ein dem Oberbefehlshaber des Heeres (bis 1941), von Brauchitsch, zugeschriebenes Wort gibt – ob er es nun wirklich gesagt hat oder nicht – die erste Reaktion des deutschen Oberbefehls treffend wieder: «Franzosen?

Wir werden sie Kartoffelsäcke abladen lassen.» Diese Ansicht wandelte sich langsam nach den ersten Feindberührungen der französischen Einheiten. «Diese Hugenotten kämpfen gut», sagte eines Tages ein für seine Franzosen-Feindschaft bekannter deutscher Verbindungsoffizier, nachdem er den Angriff eines französischen Bataillons mit blankem Bajonett beobachtet hatte. Bis zum Ende blieb jedoch ein gewissermaßen verständliches Missverständnis. Für viele deutschnationale Wehrmachtsoffiziere waren die französischen Freiwilligen doch nichts anderes als Söldner, ja vielleicht sogar Verräter ihres eigenen Landes. Die Europa-Idee war in das Offizierskorps des deutschen Heeres auch nicht tiefer eingedrungen als der Nationalsozialismus.

Es sollen hier nicht die Kampfeinsätze der Legion im tragischen Winter 1941/42 vor Moskau und später gegen die sowjetischen Partisanen geschildert werden, die keine Guerilleros wie die *maquisards*, sondern Einheiten der Roten Armee hinter den deutschen Linien waren. Wir wollen nur den Tagesbefehl erwähnen, den der Kommandeur der 7. Infanterie-Division, Generalleutnant Freiherr von Gablentz, im Dezember 1941 an

das 1. Bataillon der Legion richtete: «Wir deutschen Soldaten werden es immer für eine Ehre und eine Garantie für die Zukunft halten, dass wir unsere Waffenbrüderschaft durch das auf den Schlachtfeldern gemeinsam vergossene Blut besiegelt haben.» Und wir wollen auch daran erinnern, dass die LVF – was für eine nicht-deutsche Einheit ungewöhnlich war – im Wehrmachtbericht vom 27. Februar 1944 lobend erwähnt wurde, welcher Auszeichnung der Oberbefehlshaber der 4. Armee, Generaloberst Heinrici, seine persönlichen Glückwünsche hinzufügte.

Abschliessend wollen wir nicht auf die Schilderung einer Episode verzichten, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten ihren Platz haben wird. Ostfront Ende Juli 1944. Die Wehrmacht befindet sich in vollem Rückzug. Von den Angriffsspitzen der verfolgenden Roten Armee ständig bedrängt, marschieren Kolonnen von Kraftfahrzeugen und bespannten Fahrzeugen mit deutschen Soldaten und russischen Zivilisten in grösster Unordnung westwärts. Entlang der ukrainischen Rollbahn können alle über die heilgebliebene Brücke den Bobr überschreiten. Die Legion, oder vielmehr das, was von ihr übriggeblieben ist, bildet die Nachhut. Wie stets an der Spitze seiner Männer, fasst der Oberst Puaud den eigenen Entschluss, den Sowjets an dieser Stelle die weitere Verfolgung so lange wie möglich zu verwehren.

«Ganze Abteilung, kehrt!» Das kann kein glänzender militärischer Erfolg werden. Es ist das, was die militärische Tradition Frankreichs einen *baroud d'honneur* nennt. Während auf der anderen Seite des Bobr wieder Ordnung in den deutschen Rückzug kommt, halten die französischen Freiwilligen unter dem materiellen Beistand von vier Tiger-Panzern und dem geistlichen ihres

Militärkaplans Msgr. Mayol de Lupe drei Tage lang ihre Stellungen gegenüber einer ganzen sowjetischen Armee. Am Tag danach gibt das sowjetische Oberkommando bekannt: «Gepanzerte Einheiten der Zweiten Weissrussischen Front stiessen am Bobr auf den erbitterten Widerstand zweier französischer Divisionen.» Die «zwei Divisionen» waren drei zusammengeschmolzene Kompanien, insgesamt nicht mehr als 400 Mann.

Am 1. September 1944 wurde die LVF offiziell aufgelöst. Als Folge des Attentats vom 20. Juli 1944, das bewiesen hatte, dass das Heer politisch nicht ganz sicher war, hatte Hitler sich entschlossen, alle ausländischen Freiwilligen der Waffen-SS einzugliedern. Die Überlebenden der Legion, die Einzelfreiwilligen, die bei der Kriegsmarine, der Flak, dem NSKK, der Organisation Todt usw. Dienst taten, und die SS-Sturmbrigade Frankreich Nr. 7, von der wir bereits sprachen, wurden unter der deutsch-französischen Bezeichnung «Waffen-Grenadier-Division der SS Charlemagne Nr. 33» zu einem grossen operativen Verband zusammengeschlossen. Hinzu kamen noch 2'000 Mann von der *Franc-Garde* der französischen Miliz, die sich bei der alliierten Invasion nach Deutschland zurückgezogen hatten, und zahlreiche Kriegsgefangene und Zivilarbeiter, alle natürlich Freiwillige. Dem General Puaud – er war erst vor wenigen Monaten von der französischen Regierung zu diesem Dienstgrad befördert worden – vertraute Himmler das Kommando der rund 10'000 Mann zählenden neuen Division an.

Seit Juli 1943 gab es innerhalb der Waffen-SS eine französische Einheit. Der Reichsführer-SS, der gegen die Einstellung germanischer Freiwilliger keine Bedenken hatte, wohl aber gegen diejenige von Angehörigen

anderer europäischer Völker, war nicht leicht zu überzeugen gewesen. Doch die Waffentaten der LVF hatten ihn beeindruckt. Er gab seine Genehmigung zur Aufstellung einer französischen Brigade der Waffen-SS, als ihn Darnand, der auch militärischen Ehrgeiz hatte und der sich darüber klar war, dass viele Franzosen etwas anderes wollten als die Legion, ihn darum gebeten hatte. Zu diesem Nachgeben hatten ihn vor allem zwei Schweizer aus dem SS-Hauptamt bewogen, Dr. Conti und Dr. Riedweg. Dieser letztere, Chef der Germanischen Leitstelle, erklärte: «Wir sind für ein Vereinigtes Europa, nicht für Gross-Deutschland. Hoffentlich begreift man das nicht zu spät.» Nicht alle begriffen es, nicht einmal im SS-Hauptamt. Als der General Puaud das Kommando der Division Charlemagne übernahm, grub man für ihn einen schon kaum mehr gebräuchlichen Dienstgrad der Allgemeinen SS aus (Oberführer), nur um ihm den ihm zustehenden Rang eines Brigadeführers vorzuenthalten. Die Beförderungen waren selten. Uns ist der Fall einer Kampfgruppe bekannt, die zwei Jahre lang unter dem Befehl des gleichen Untersturmführers stand.

Innerhalb von zwei Monaten meldeten sich 3'000 Freiwillige, deren Durchschnittsalter 20 Jahre betrug. Der grösste Teil hatte keine militärische Ausbildung. Um dem abzuhelfen, warb Darnand Freiwillige unter den Berufsoffizieren der Miliz. Die Ausbildung in Sennheim-Cernay (Elsass) war hart («Schweiss spart Blut»).

Es gab nur wenige Versager. Die Besten wurden auf Offiziers- und Unteroffiziers-Schulen mit gemischten Nationalitäten geschickt, in denen der Weltanschauung ebensoviel Bedeutung beigemessen wurde wie der militärischen Ausbildung. General Puaud erhielt bei der

Kommandoübernahme die Sondergenehmigung Himm-
lers, Msgr. Mayol de Lupe als Feldkaplan in die Einheit
zu übernehmen. Erst im Juli 1944 ging das erste Batail-
lon der Sturmbrigade – in Wirklichkeit mit seinen kom-
pletten vier Kompanien wesentlich mehr als ein Batail-
lon – an die Front in Galizien, wo es operativ der SS-
Division «Horst Wessel» angegliedert wurde. Nach acht
Tagen verzweifelter Kämpfe waren von seinen 1200
Mann nur noch 140 Einsatzfähige übriggeblieben. Sämt-
liche Offiziere waren gefallen oder schwerverwundet.

Die Überlebenden wurden ins Lager Wildflecken in
Franken zurückverlegt, wo sich das 2. Bataillon noch in
Ausbildung befand. Hier erfuhren sie von der Aufstel-
lung der Division «Charlemagne». Die Verschmelzung
der SS-Männer der Brigade mit den Rabauken der
Legion und den etwas altmodisch-patriotischen Milizio-
nären, um von den Angehörigen der Marine ganz zu
schweigen, die es nie verschmerzen konnten, dass man
sie von ihren Kriegsschiffen geholt hatte, war nicht ganz
einfach. Es gab sogar Desertionen, nicht aus Feigheit
vor dem Feind, sondern weil sie, die mit Leib und Seele
Männer der Waffen-SS waren, sich in diesem Haufen
nicht wohlfühlten. Sie desertierten gewissermassen an
die Front: zur SS-Division «Wallonien» Léon Degrelles,
zu den Kommandos Skorzenys und zu anderen Einhei-
ten der Waffen-SS. Insgesamt schlecht ausgebildet,
ungenügend zusammengefasst und ohne schwere Waf-
fen, die sie nie erhalten sollte, wurde die Division
«Charlemagne» im Februar 1945 erstmalig an die Front
in Pommern geschickt. Ihre Einsätze sollen hier nicht im
Einzelnen beschrieben werden. Wir wollen nur einen
von ihnen wegen seiner symbolischen Bedeutung
erwähnen. Die Stadt Kolberg am Strand der Ostsee, an



Oberst Puaud, Kommandeur der L. V. F. und später der Division «Charlemagne» im Rang eines französischen Brigadegenerals. Die SS machte ihn nur zum Oberführer. Er fiel im März 1945 in Belgard (Pommern).

deren Widerstandswillen unter Gneisenau und Nettelbeck sich Napoleon einst die Zähne ausgebissen hatte, wurde in diesem Krieg von französischen SS-Männern verteidigt, während auf Seiten der sowjetischen Angreifer ein deutschsprachiges Regiment stand, das aus bei Stalingrad in Kriegsgefangenschaft geratenen Soldaten der Wehrmacht zusammengestellt worden war. Nach einem Monat pausenloser Kämpfe in der Ebene von Belgard war die Division «Charlemagne» praktisch aufgerieben. Nur etwa 800 Überlebende konnten aus der sowjetischen Einschliessung ausbrechen und die Oder überschreiten. Die Einheit wurde in Neustrelitz neu aufgestellt.

25. April 1945. Die Ukrainische Armee unter Marschall Konjew marschiert auf Berlin. Ihre Panzerspitzen haben bereits Potsdam erreicht. Die Weissrussische Armee unter Marschall Shukow gelangt bis Oranienburg. Die Reichshauptstadt, die seit drei Tagen unter dem Beschuss der schweren Artillerie Ziulikins liegt, ist eingeschlossen. Im Bunker unter den Trümmern der Reichskanzlei erwartet der Führer das Eintreffen der gar nicht mehr vorhandenen Armee Wenck. In der halbzerstörten Stadt geht die Bevölkerung ihrer gewohnten Tätigkeit nach. Sie nimmt mit Überraschung eine kleine Lkw-Kolonnie wahr, an deren Spitze ein feldgrauer Mercedes-Geländewagen den Belle-Alliance-Platz umfährt und in die Wilhelmstrasse in Richtung Reichskanzlei einbiegt. Die Fahrzeuge sind mit Soldaten in tadellosem Zustand beladen. Sie singen sogar – französisch.

Als der General Puaud in Belgard fiel, hatte Brigadeführer Krukenberg als Inspekteur der Division «Charlemagne» praktisch auch ihr Kommando übernommen

und die 800 Überlebenden der Schlacht in Pommern in Neustrelitz neu aufgestellt. Er erwartete noch 1'000 weitere Freiwillige aus Wildflecken, die jedoch, vom nord-amerikanischen Vormarsch überrollt, nach Bayern ausgewichen waren, wo sie noch bis zum 8. Mai Eisenhovers Invasionstruppen erbitterten Widerstand leisteten. Krukenberg war zum Kommandeur der aus Skandinavien bestehenden Division «Nordland» ernannt worden und entschloss sich, diesem Verband ein französisches Sturmбатаillon unter dem Befehl des Hauptsturmführers Fenet anzugliedern. Es bestand aus 300 Franzosen. Für mehr hatten Fahrzeuge und Waffen nicht gereicht. Zwei Fahrzeuge verfuhrten sich auf dem Transport, so dass nicht mehr als 250 Mann von ihnen in die belagerte Reichshauptstadt eindringen.

Berlin war praktisch ohne Verteidigung. Von den deutschen Verbänden, die dem sowjetischen Druck Meter für Meter gewichen waren, hatte sich ein Teil (der kleinere) in strategischen Positionen in den Aussenbezirken eingegraben. Die Masse strömte mehr oder weniger geordnet nach Westen, um nicht in die Hände der Roten Armee zu fallen. In der Stadt verblieben nur die Reste einiger in der Schlacht im Norden zerschlagenen Verbände, der SS-Divisionen «Nederland», «Lettland», «30. Januar» und «Nordland»: Holländer, Letten, Deutsche, Norweger und Dänen, insgesamt rund 3'000 Mann, unter denen die Skandinavier das zahlenmässig stärkste Kontingent stellten. Daneben standen im Tiergarten einige gemischte Batterien und einige wenige Panzer fast ohne Kraftstoff. Zu den regulären Truppen kamen Bürosoldaten von Kriegsmarine und Luftwaffe, Jungen und Mädels der Hitler-Jugend und Volkssturm, sämtlich schlecht bewaffnet und schlecht ausgebildet

und daher militärisch nahezu wertlos, wenn auch manchmal von ausserordentlicher Tapferkeit.

Militärisch hatte die Verteidigung Berlins keinen Sinn, es sei denn für diejenigen, die immer noch hofften, hier die Nordamerikaner statt der Russen begrüßen zu können. Politisch dagegen war sie von grundsätzlicher Bedeutung, da sich der Führer geweigert hatte, die Stadt zu verlassen. Entweder würden sich die Vereinigten Staaten in letzter Stunde dazu verstehen, ihre militärische und materielle Hilfe für die Sowjetunion einzustellen, in welchem Fall das europäische Heer noch immer imstande gewesen wäre, die Rote Armee zu schlagen, oder es wäre alles verloren, mit Ausnahme der moralischen und symbolischen Bedeutung, die dieser Endkampf um Berlin für das Neuerstehen Europas haben würde. Als Hitler diese seine Entscheidung traf, wusste er noch nicht, dass das von ihm ins Auge gefasste Symbol seine volle historische Bedeutung dadurch erhalten würde, dass der letzte Verzweiflungskampf dieses Krieges von nicht-deutschen Einheiten der Waffen-SS ausgetragen wurde.

Am 25. April hatte die Rote Armee bereits alle Vororte Berlins erobert und begann ihren Sturm auf die Reichskanzlei. Auch für sie hatte Berlin keinerlei militärische Bedeutung. Was sie jedoch – und zwar unter allen Umständen – erreichen wollte, war einmal, sich der Person des Führers zu bemächtigen, und zum andern, am 1. Mai, dem Feiertag des Weltproletariats, den Fall Berlins bekanntgeben zu können. Das war dem Brigadeführer Krukenberg wohl bewusst. Er konzentrierte daher seine Truppen – weniger als 1'000 Mann der Divisionen «Nordland» und «Charlemagne» – gegenüber den sowjetischen Verbänden, die sich dem Führer-



Französische Freiwillige, wie sie im Osten Europas, dann auf deutschem Boden und zuletzt im Zentrum der Reichshauptstadt Berlin gegen die anstürmende Rote Armee kämpften. (Süddeutscher Verlag)

bunker unter den Trümmern der Reichskanzlei am weitesten genähert hatten. Wie diese Handvoll europäischer Freiwilliger acht Tage lang eine ganze sowjetische Armee mit ihren Panzern aufhalten konnte, ist bereits Geschichte. Strasse für Strasse, Haus für Haus kämpften die skandinavischen und französischen SS-Soldaten – die letzteren in der unmittelbaren Umgebung der Reichskanzlei – anfänglich von einigen wenigen Panzern unterstützt, schliesslich allein auf ihre Sturmgewehre und Panzerfäuste angewiesen, wie die Teufel gegen eine ungeheure Übermacht an Menschen und Material, der sie erst am 2. Mai unterlagen. Von der Division «Charlemagne» blieben nur 12 Mann am Leben.

Zwei Tage vor seinem Tod hatte Hitler den SS-Gruppenführer Fegelein, den Mann der Schwester Eva Brauns, ehe er ihn als Deserteur degradieren und erschiessen liess, mit der Frage durchbohrt: «Schämt er sich nicht, als Landstreicher verkleidet zu fliehen, während unsere Feinde von gestern uns verteidigen?» Vielleicht verstand er damals zum ersten Mal, dass eine zum Bündnis erweiterte Kollaboration für manche Franzosen mehr war als eine Finesse. Gewesen wäre, muss man sagen. Denn jetzt war es zu spät.

IX. DAS ENDE

Während die Freiwilligen in der Sowjetunion und später in Pommern kämpften, schien die französische Regierung, uneiniger denn je, aber mit dem neuen Schwung, den ihr zwei der von Berlin ihr aufgenötigten Minister verliehen hatten, die innere Lage wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Französische Miliz erhielt mit ihrem Chef Darnand auf dem Posten eines Staatssekretärs für die Aufrechterhaltung der Ordnung die Handlungsfreiheit und die notwendigen Mittel, um wirklich energisch gegen die Subversion vorgehen zu können. In der öffentlichen Meinung vollzog sich indes- sen ein unerwarteter Umschwung.

1940 waren alle Franzosen Anhänger Pétains gewesen. Fast niemand hatte die Notwendigkeit des Waffenstillstandes in Zweifel gezogen. Die in Montoire proklamierte Kollaboration war mit Genugtuung oder Resignation als Hoffnung oder kleineres Übel akzeptiert worden. Die britischen Aggressionen hatten den alten historischen Hass gegen England neu entfacht. Die Nationale Revolution schien der allgemeinen Geringschätzung zu entsprechen, die sich die republikanischen Institutionen zugezogen hatten. Aber dann hatten drei schwierige Jahre immer schneller an dieser fast vollständigen Einmütigkeit genagt. Die deutsch-französischen Beziehungen hatten nicht die erhofften Früchte getragen. Die Neue Ordnung liess auf ihre Verwirklichung warten und versandete in einer sterilen Patronatswirt-

schaft. Der Schwarze Markt, gegen den alle protestierten, den sie aber trotzdem, wenn sie nur konnten, in Anspruch nahmen, wuchs unter Förderung der Büro-Otto-Dienststellen. Die *maquis*, für die der Arbeitsdienstzwang STO der beste Werber war, dehnten sich aus, ohne wirkungsvoll bekämpft zu werden, ja manchmal sogar in halber Komplizenschaft mit den zwischen zwei Feuern stehenden örtlichen Behörden. Alle Welt hörte die Sendungen des Londoner Rundfunks in französischer Sprache, die technisch gut gemacht waren und denen die Argumente für herbe Kritik an den «Verrätern von Vichy» nie ausgingen, während sich der französische Rundfunk, von der doppelten deutsch-französischen Zensur kastriert, auf patriotische Phrasen und sehr oft – eindeutig und nachweisbar – falsche Nachrichten beschränkte. Nach Stalingrad schien der deutsche Sieg sehr fraglich, wenn nicht unmöglich, und die (bewusst oder unbewusst) «abwartende» Masse gewöhnte sich langsam daran, die Alliierten als «Befreier» zu sehen. Ende 1943 war fast ganz Frankreich, ohne den Marschall abzulehnen, eher gaullistisch als Pétainistisch.

Plötzlich begann der französische Rundfunk beider Zonen kurze Ansprachen des neuen Informationsministers Philippe Henriot zu verbreiten. Abgeordneter für Bordeaux seit 1932, ist er einer der wenigen Vertreter der Französischen Frontkämpfer-Liga in der Deputierten-Kammer. Ohne der Action Française anzugehören, ist er antiparlamentarischer, antifreimaurerischer, anti-jüdischer Anhänger Maurras'. Während der Volksfrontregierung, deren Abgeordnetenhaus ihn ausgeschlossen hat, eilt der mit einer aussergewöhnlichen Rednergabe ausgestattete Politiker von Versammlung zu Versammlung der Freiheitsfront durch ganz Frankreich. Er ist

kein Freund der Deutschen und misstraut Hitler. 1940 unterstützt er durch Artikel in der Presse der Süd-Zone die Nationale Revolution, jedoch ohne ein einziges Wort weder für noch gegen die Kollaboration zu schreiben. Nach Deutschlands Einmarsch in die Sowjetunion schwenkt seine Haltung um 180 Grad: das Reich verteidigt die christliche Zivilisation – Henriot ist sehr katholisch – gegen den bolschewistischen Atheismus. Es handelt sich hier also um einen Kreuzzug. Der bis dahin beschränkte Nationalist verwandelt sich daher in einen fanatischen Befürworter des Nationalsozialismus und des Bündnisses mit Deutschland. Er schliesst sich der Miliz an. Als Minister macht er 1944 den Franzosen mit unvergleichlicher Begabung klar, was die Politik der Alliierten für sie bedeutet und welche Folgen deren Sieg für Europa und Frankreich haben muss. Seine Argumente und seine Stimme sind überzeugend. Innerhalb von wenigen Wochen wandelt sich die öffentliche Meinung. Für die «résistance» wird Henriot der Feind Nummer eins. Am 28. Juni 1944 überrascht ihn, der ohne Wache, ja ohne Waffe in Reichweite ist, eine Terrorgruppe in seiner Wohnung im Pariser Informationsministerium und ermordet ihn.

Die Ereignisse hatten den Meinungswandel begünstigt. Die künstlich hochgespielten *maquis* lebten in den von ihnen beherrschten Zonen auf Kosten der Landbevölkerung, indem sie deren Besitzungen plünderten und diejenigen, die sich widersetzten, häufig einfach umbrachten. Viele von ihnen, besonders im Südwesten Frankreichs, waren Rotspanier, die auszuliefern auch Pétain sich in Achtung des Asylrechtes geweigert hatte und die nun regelrechte Räuberbanden bildeten. In den kleinen Städten ermordeten die Terroristen die Honora-

tieren unterschiedslos als «Kollaborateure», als «Petainisten» oder ganz einfach als «Bourgeois». Viele Dorfbürgermeister – 33% von ihnen waren Nachkommen der alten Feudalherren – die aus ordentlichen Wahlen hervorgegangen waren, fielen den Kugeln der «resistance» zum Opfer. Die Bevölkerung begann Angst zu bekommen, nicht nur vor der Gegenwart, sondern auch und vor allem vor der Zukunft. Neue Freiwillige strömten den Werbebüros der Sturmbrigade, der LVF und der Miliz zu.

Während die *maquis* mordeten und raubten, bereiteten die Alliierten die Invasion durch die Bombardierung französischer Städte vor. Wenn sich die Engländer im Allgemeinen darauf beschränkten, militärische und industrielle Ziele anzugreifen und vor allem – nach alter britischer Sitte – Häfen zu zerstören, warfen die Nordamerikaner, die nicht die geringste Vorstellung von den Verhältnissen, ja nicht einmal der Geographie Europas hatten und die andererseits jedes Risiko scheuten, ihre Bomben aus der sicheren Höhe von 10'000 Metern auf jede Menschenansammlung, die sie ausmachen konnten. [Als Beispiel sei hier die Bombardierung Marseilles am 27. Mai 1944 angeführt, die 10'000 Opfer unter der Zivilbevölkerung forderte](#), ohne dass auch nur eine einzige Bombe in das Gebiet des Hafens fiel, der übrigens auch gar kein militärisches Ziel darstellte, da es zu diesem Zeitpunkt schon keinerlei deutsche oder französische Schiffsbewegungen im Mittelmeer mehr gab. [Dieser Luftterror, der die Erhebung der französischen Bevölkerung gegen die deutsche Besatzung fördern sollte, erreichte das genaue Gegenteil](#). Er fachte nicht nur den Hass gegen die Alliierten an, sondern brachte sogar die Bewohner der bombardierten Städte dazu,

den Milizionären Beifall zu spenden, wenn sie die auf frischer Tat erwischten Plünderer, die bei einem öffentlichen Unheil nie fehlen, auf der Stelle erschossen. Die deutsche Feldgendarmarie und die französische Polizei kamen nicht immer rechtzeitig genug, um zu verhindern, dass abgeschossene alliierte Flieger von der Bevölkerung gelyncht wurden. Und die ersten Luftlandetruppen der Alliierten, die in der Normandie hinter den deutschen Linien absprangen, waren sehr erstaunt, dass sie von den Bauern mit Sensen und Knüppeln, statt mit Blumen, empfangen wurden, weil sie auf sie und ihr Vieh wie auf alles, was sich bewegte, mit ihren Tieffliegern Jagd gemacht hatten.

All dies erklärt die Widersprüchlichkeit einer öffentlichen Meinung, die von einer resignierten Kollaboration zu einem vorsichtigen Gaullismus übergegangen war, und die nun den Rückzug der Wehrmacht mit all seinen Folgen zu fürchten begann. Als der Marschall Pétain im Mai 1944 zum ersten Mal nach dem Waffenstillstand Paris besuchte, spendete ihm eine unübersehbare Menschenmenge Beifall. Aber jede Masse ist im Grunde instabil. Und als im September des gleichen Jahres de Gaulle zu Fuss die Champs-Élysées entlangging, schien die ganze Bevölkerung der Hauptstadt auf den Beinen, um ihm zuzujubeln.

«Das sind viel mehr als bei Petain», flüsterte ihm ein speichelleckerischer Adjutant zu.

«Ebenso viele», antwortete der Chef der «résistance» übelgelaunt wie stets, aber klarsichtig. «Und es sind dieselben».

Der Vormarsch der Nordamerikaner in der Normandie hatte die französische Regierung nicht überrascht. Nach den ersten Kampfhandlungen war es offensicht-

lich, dass der Wehrmacht nichts anderes übrigbleiben würde, als Frankreich zu räumen und sich hinter den Rhein zurückzuziehen. Gegenüber dieser Lage waren sowohl Pétain als auch Laval entschlossen, die Neutralität Frankreichs und die Legitimität seiner Behörden soweit nur irgend möglich zu verteidigen. Weder Nordamerikaner noch Engländer – wohl aber die Sowjets – hatten das Algier-Komitee als provisorische französische Regierung anerkannt, an dessen Spitze De Gaulle stand, nachdem er Giraud, den Nachfolger Darlans, ausgesclaltet hatte. Die USA hatten sogar eine gewisse Sympathie für die Regierung des Marschalls bekundet und mit ihr unter Einschaltung der französischen Botschaft in Madrid verhandelt. Andererseits war der Krieg noch nicht zu Ende und die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen den Westmächten und den Sowjets nicht ausgeschlossen, ja nicht einmal – trotz der Forderung der bedingungslosen Kapitulation – diejenige eines *renversement des alliances* (Umkehrung der Bündnisse) oder doch wenigstens einer ausgehandelten Stabilisierung der Front im Westen, um den Deutschen freie Hand im Osten zu lassen. Endlich einmal einer Meinung, hatten Pétain und Laval gemeinsam einen äusserst geschickten Plan ausgearbeitet: der Marschall sollte der Nationalversammlung die Vollmachten zurückgeben, die diese ihm 1940 erteilt hatte, so dass sich auf vollkommen legalem Weg eine neue Regierung bilden könnte, die in der Lage wäre, mit den Alliierten zu verhandeln, um so die Machtergreifung De Gaulles zu verhindern und Frankreich den Bürgerkrieg zu ersparen.

Am 9. August 1944 übersiedelt Laval nach Paris. Er setzt Otto Abetz den Plan auseinander, den dieser Ribbentrop übermittelt. Die Reichsregierung erteilt ihr

Einverständnis. Sie hat kein Interesse daran, Frankreich den Kommunisten zu überlassen. Am 11. August trifft die Genehmigung ein, den in Mareville mit allem Komfort internierten Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Edouard Herriot, in Freiheit zu setzen und die Nationalversammlung einzuberufen. Laval persönlich holt den alten radikalen Parlamentarier aus seiner Haft ab und bringt ihn im *Hotel de Ville* von Paris unter, wo seine Sicherheit gewährleistet ist. Tatsächlich hat die «resistance» seine Entführung geplant. Inzwischen lässt Mme. Herriot schon die vom Generalstab der Luftwaffe geräumte Unterkunft des Kammer-Präsidiiums herichten.

Am 10. August gibt es einen Theater-Coup. Hauptsturmführer Noseck, Chef des Amtes VI des SD in Paris, erscheint im Rathaus. Er habe den Befehl von Himmler, Herriot zu verhaften. Was war geschehen? Die Angelegenheit ist bis heute nicht völlig geklärt. Das einzige, was man weiss, ist, dass Arbeitsminister Marcel Déat und Frankreichs Botschafter bei den Besatzungsbehörden, Fernand de Brinon, bei SS-Brigadeführer Oberg, dem SD-Chef, vorstellig geworden waren, um die Durchführung des Laval-Planes unmöglich zu machen. Für sie ist der Krieg noch nicht verloren, und das politische Chaos in Frankreich, verbunden mit den aus De Gaulles Eintreffen mit Gewissheit zu erwartenden Konflikten unter den Alliierten, der Bildung einer legalen Regierung vorzuziehen. Groteskerweise sind es zwei Republikaner, die sich so der Wiederherstellung der Republik widersetzen.

Am 17. August unterrichtet Abetz Laval davon, dass sich die französische Regierung in Belfort niederlassen soll. Das ist eindeutig nur eine Etappe auf dem Weg ins

Exil. Der «Präsident» weigert sich: «Sie haben die Liebenswürdigkeit besessen, mich Ihre Besorgnis um die Gewährleistung der persönlichen Sicherheit der französischen Regierung wissen zu lassen, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, dass ich eine weit höhere Besorgnis habe: Ich möchte bis zum Ende und unter welchen Risiken auch immer meine Pflichten als Regierungschef erfüllen. Ich muss mich also fügen. Aber Sie werden verstehen, dass ich unter diesen Umständen auf die Ausübung meiner Funktionen verzichte.» Laval erreicht noch, dass Paris zur offenen Stadt erklärt wird und dass die Wehrmacht nicht einmal die Elektrizitätswerke sprengt. Der angebliche Befehl Hitlers, die französische Hauptstadt in die Luft zu jagen, ist nichts anderes als eine Erfindung des Stadtkommandanten General von Choltitz, der sich den Streitkräften De Gaulles ergab und so sein ganz persönliches Problem löste. Als Dank für die Nichtausführung des «Führerbefehls» wurde er nicht nur zunächst in «Ehrenhaft» genommen, sondern er nahm auch bis zu seinem Tod eine französische Pension an. Tatsächlich waren, wie ein Führer der Pariser «résistance», der mit der täglichen Überprüfung beauftragt war, bekundete, nicht einmal die Seine-Brücken für die Sprengung vorbereitet.

Inzwischen spielte sich in Vichy eine Tragikomödie ab. Die Absicht des Marschalls Pétain war es, in Paris zu sein, um die Alliierten zu empfangen und persönlich die Übergabe der Macht an die Nationalversammlung sicherzustellen. Aber da die *maquis* das ganze Gebiet übernahmen, war es nicht möglich, Vichy ohne das Einverständnis und die Hilfe der deutschen Streitkräfte zu verlassen. Andererseits besagten aus der Hauptstadt eingetroffene Informationen, dass der Pariser Polizei

schon nicht mehr zu trauen war. Die *entourage* des Staatschefs machte bereits aus ihrer Einstellung kein Hehl mehr und übte auf den Greis Druck aus, dass er sich dem Geheimen Heer ergäbe, mit dem der Leibarzt und Berater des Marschalls, Dr. Menetrel, schon längst in Verbindung stand. Pétain weigerte sich entschieden. Am 17. August überreichte der Gesandte von Renthe-Fink, der Beauftragte des Führers beim Marschall, diesem eine Note, in der ihm das Einverständnis des Reiches mit der Einberufung der Nationalversammlung «unabhängig von der letzten Entwicklung der militärischen Lage» mitgeteilt und er gebeten wurde, sich in die Nord-Zone zu begeben, um seine persönliche Sicherheit und die Vereinigung mit seinen Ministern zu gewährleisten. Die beiden Argumente waren überzeugend, besonders das erstere. Die deutschen Truppen standen im Begriff, Vichy aufzugeben. Am 19. August wiederholte von Renthe-Fink sein Anliegen in einer Verbalnote, in der es hiess: «Die Reichsregierung garantiert allein, dass der Marschall unter allen Umständen auf französischem Gebiet verbleibt.» Inzwischen hatte der General von Neubronn bereits den Befehl bekommen, Pétain nach Belfort zu schaffen.

Der Marschall, der in diesem Augenblick wahrscheinlich schon Nachrichten über das besitzt, was in Paris vorgeht, will weder in Vichy bleiben, das die *maquisards* im Begriffe stehn einzunehmen, noch den Deutschen freiwillig folgen, was ihn gegenüber Franzosen wie Alliierten das Gesicht verlieren lassen würde. Der General von Neubronn und der Chef des Militärkabinetts des Staatschefs, General Debeney, inszenieren nun einen Theatercoup. Am nächsten Tag wird sich der Marschall symbolisch dem Abmarschbefehl widersetzen. Die Tore

des *Hotel du Pare*, Sitz der Regierung, werden verschlossen und dahinter die französischen Militärwachen mit Waffen im Anschlag zur Verteidigung bereit sein. Nach diesem Plan läuft alles ab. Deutsche Soldaten erzwingen sich den Zutritt. Dem General von Neubronn, der sich in seiner Rolle reichlich unbehaglich fühlt, übergibt Pétain einen an Hitler gerichteten feierlichen Protest, in dem er sich ausserstande erklärt, in Zukunft seine Machtvollkommenheiten als Chef des Französischen Staates auszuüben. Alles ist zu Ende. Einen Monat später marschiert De Gaulle in Paris ein und bildet eine provisorische Regierung.

Pétain und Laval waren nach Deutschland geschafft worden, wo man ihnen das gewaltige Schloss Sigmaringen zur Verfügung stellte. Beide fühlten sich ebenso wie die Mehrheit ihrer Minister an der Ausübung ihrer Funktionen gehindert. Trotzdem wurde der Anschein der französischen Souveränität gewahrt. Das Schloss genoss das Recht der Exterritorialität. Die französische Flagge wehte über ihm. Die Miliz sorgte unter Waffen für seinen Schutz. Die am meisten mit der Kollaboration identifizierten Minister und einige hohe Regierungsbeamte, die zu einer «Regierungs-Kommission» zusammengefasst waren, repräsentierten die französischen Interessen, die in der Tat durchaus real waren, da sich mehr als zwei Millionen Franzosen – Kriegsgefangene, Arbeiter, Freiwillige der Division «*Charlemagne*», Milizionäre und Flüchtlinge – in Deutschland befanden. Daneben und in gewisser Weise dagegen bildete sich im Februar 1945 ein Befreiungs-Komitee, dem Doriot 24 Stunden lang vorstand. Am Tag nach seiner Proklamierung wurde der Wagen, mit dem er von Mainau, wo sich sein Hauptquartier befand, nach Men-

gen fuhr, wo er sich mit Marcel Déat treffen wollte, von einem alliierten Tiefflieger beschossen. Doriot war auf der Stelle tot. Der Rest ist nicht erwähnenswert. Er bestätigt nur das Elend jeder Emigration und die unendliche Gutmütigkeit der Bevölkerung Sigmaringens gegenüber dem beklagenswerten Schauspiel, das viele der Flüchtlinge boten. Jeder suchte bald irgendeinen Fluchtweg. Die Milizionäre, die sich nicht der Division Charlemagne eingegliedert hatten, kämpften in Südtirol gegen die italienischen *partigiani*. Viele Zivilisten flüchteten in das gleiche Gebiet, wo die Bevölkerung alles tat, um ihnen zu helfen. Andere versteckten sich in Bayern und Österreich. Einige wenige gelangten in die Schweiz, die sie einen nach dem anderen an Frankreich auslieferte. Laval, der nicht über die Grenze dieses «neutralen» Landes gelangen konnte, wurde mit einem deutschen Flugzeug nach Barcelona gebracht, wo man ihm das Asyl verweigerte. Nach Deutschland zurückgekehrt, fiel er den Nordamerikanern in die Hände, die ihn an die Gaullisten auslieferten. Der Marschall war in der Schweiz willkommen, kehrte aber aus freiem Willen nach Frankreich zurück, obwohl De Gaulle die eidgenössischen Behörden gebeten hatte, Pétain dort zu behalten.

Während sich die Politiker der Kollaboration in Sigmaringen untereinander stritten und die französischen Freiwilligen an der Ostfront ihre letzten Kämpfe austrugen, herrschte in Frankreich die Anarchie. In Paris nahm die provisorische Regierung unter dem Vorsitz De Gaulles verschiedene kommunistische Minister in ihre Reihen auf, darunter den Generalsekretär der Partei, Maurice Thorez, den von De Gaulle amnestierten Deserteur von 1939. (Als Stalin ihn 1944 nach Frank-

reich zurückkehren liess, soll das mit den Begleitworten geschehen sein: «Hier schicke ich Ihnen Thorez zurück. Bitte erschiessen Sie ihn nicht gleich!»). Die alliierten Truppen einschliesslich der französischen in Nordafrika, von denen viele Anhänger Pétains waren, machten sich weder Gedanken, noch Sorgen über die innere Situation des Landes. Dieses befand sich über Nacht in den Händen der FFI, deren Angehörige in ihrer Mehrzahl ihre Berufung als Guerilleros erst beim Abzug der deutschen Truppen entdeckt hatten. In jeder Stadt und jedem Dorf entstand ein «Befreiungs-Komitee», das im Allgemeinen von Kommunisten geleitet wurde. Und jetzt begann die Jagd. Wie der Innenminister der provisorischen Regierung vor dem Parlament bekanntgab, wurden 105'000 Franzosen ohne jedes auch nur scheinbare Gerichtsverfahren erschossen. Mehr als 800'000 wurden in Konzentrationslager und behelfsmässige Gefängnisse gesperrt, in denen die Folter an der Tagesordnung war.

Für die «Verräter», die wie durch ein Wunder noch am Leben waren, richtete De Gaulle Sondergerichte ein. Ihre Richter, die ihren Dienst auf den Marschall geleistet hatten, waren daher erpressbar und gefügig (es kam vor, dass Polizisten wegen von ihnen durchgeführter Verhaftungen von dem gleichen Untersuchungsrichter angeschuldigt wurden, der ihnen unter dem vorangegangenen Regime den Befehl dazu erteilt hatte). Die Geschworenen waren ausschliesslich Vertreter der «resistance». Gleichzeitig erklärte De Gaulle durch Erlass die Regierung Pétain als nicht vorhanden und ihre Gesetze als null und nichtig. 6'763 Todesurteile und 38'266 Freiheitsstrafen wurden verhängt. In rund 70'000 Fällen wurde auf Verlust der bürgerlichen Rechte wegen

«nationaler Unwürdigkeit» erkannt. In den Streitkräften, der öffentlichen Verwaltung und der Erziehung wurden sogenannte «Säuberungs-Komitees» gebildet, die sich aus «Widerstandskämpfern» (häufig ganz frischgebackenen) zusammensetzten und von Kommunisten beherrscht wurden. Sie feuerten – ohne irgendeine Berufungsmöglichkeit – jeden, der ihnen nicht passte. Der christdemokratische Justizminister De Gaulles, Teitgen, antwortete einem Abgeordneten, der ihm unter Bezugnahme auf den blutrünstigsten Mitarbeiter Robespierres während des Terrors von 1792/93 gesagt hatte: «Wir brauchen einen Saint-Just», sehr zutreffend: «Neben uns war Saint-Just ein Waisenknabe.»

Der Oberste Gerichtshof, der – entgegen allen verfassungsmässigen Bestimmungen der Republik – die Mitglieder der «angeblichen Vichy-Regierung» aburteilen sollte, verurteilte den Marschall Pétain zum Tode, der die Aussage verweigerte, während der Verhandlungen schlief (er war bereits älter als 90 Jahre) und seinen Rechtsanwältinnen die Verantwortung für seine Verteidigung überliess. Das Urteil wurde jedoch nicht vollstreckt. Der Sieger von Verdun starb (am 23. Juli 1951) 95jährig hinter den Mauern der Festung auf der Insel Yeu. Laval wurde unter den Beschimpfungen der Geschworenen, und ohne dass man ihn überhaupt zu Worte kommen liess, verurteilt und zwei Stunden, nachdem er Gift genommen hatte, sterbend zur Hinrichtungsstätte geschleppt, wo er den Gnadenschuss erhielt.

Darnand und viele Offiziere und Soldaten der Miliz wurden nach Scheinprozessen erschossen. Maurras, der ewige Deutschenhasser, bekam lebenslängliche Haft. Der Gipfel juristischen Widersinns war es, dass man Otto Abetz zu zehn Jahren Gefängnis wegen «Einver-

ständnisses mit dem Feind» (*intelligence avec l'ennemi*) verurteilte (er war ja immerhin deutscher, nicht französischer Diplomat!). Msgr. Mayol de Lupe warf man trotz seines hohen geistlichen Amtes ins Gefängnis, wo ihm verboten wurde, die Messe zu lesen, und wo er fünf Jahre später starb. Weder der Vatikan noch die französische Geistlichkeit kümmerte sich um sein Schicksal.

Gnadenlos wurde die intellektuelle Elite Frankreichs vernichtet oder für lange Zeit zum Schweigen gebracht. Der Nobelpreisträger der Medizin und Verfasser von *L'Homme, cet inconnu*, Alexis Carrel, starb an einem Herzinfarkt, als man ihm den für ihn ausgefertigten Haftbefehl vorwies. Der weltberühmte Bildhauer Aristide Maillol, Arno Brekers Lehrer, wurde in seinem Atelier ermordet. Der Physiker Georges Claude, dem die Welt unter anderen Erfindungen auch die des Neonlichts verdankt, erhielt 20 Jahre Gefängnis. Die Dramatiker Henry de Montherlant, Jean Anouilh und Sacha Guitry, ohne deren Werke auch heute noch kein Theaterspielplan eines Kulturlandes denkbar ist, kamen ins Gefängnis. Ihr Schicksal teilten die Romanschriftsteller Louis-Ferdinand Céline, Jean de la Varende und Pierre Benoit, während man einen anderen, Abel Hermant, noch mit 83 Jahren zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilte. Der Dichter Robert Brasillach, um nur einen der ausserhalb Frankreichs bekanntesten zu nennen, wurde erschossen. Der Kardinal Baudrillart, Mitglied der Französischen Akademie und Rektor des Katholischen Instituts in Paris, entging seinem Schicksal nur dadurch, dass er einige Monate vor der «Befreiung» starb. Der Novellist Alphonse de Chateaubriant starb in Österreich, wo er sich unter falschem Namen verborgen hatte. Drieu La Rochelle nahm sich das Leben. Und das

alles, nachdem weder die Regierung des Marschalls noch die deutschen Besatzungsbehörden den Kommunisten Pablo Picasso, Louis Aragon und Jean-Paul Sartre irgendwelche Schwierigkeiten gemacht hatten und die Stücke des Christdemokraten François Mauriac während der Besatzungszeit in Paris mit Genehmigung des Chefs der deutschen Zensur, Leutnant Heller, aufgeführt worden waren.

Vor den «Tribunalen» wurden einige der Angeklagten schwach und erniedrigten sich, indem sie ihr Verhalten bedauerten. Andere, wie Laval, versuchten, sich als die Ausführenden eines doppelten Spiels darzustellen, mit dem sie Frankreich vor den «Nazis» beschützen und so zum alliierten Sieg beitragen wollten. Wieder andere, wie Brasillach, bekannten sich hochehrhobenen Hauptes zu ihren Ideen und zu ihrer Politik. Der unbezwingbare Maurras beleidigte den Staatsanwalt und Vorsitzenden. Den einen nannte er den «Staatsanwalt der Frau ohne Kopf» (womit er die Republik meinte). Und als der andere sich diese verbale Ungehörigkeit verbat, rief er ihm zu: «Ungehörig sind nicht meine Worte, ungehörig ist die Tatsache, dass Sie dort sitzen und nicht ich.» Den Urteilsspruch quittierte er mit den Worten: «Das ist Dreyfus' Rache!» Das Organ der sozialistischen Partei *Le Populaire* veröffentlichte im Verlauf des Prozesses eine Karrikatur mit dieser Unterschrift: «Glaubst du, dass sie ihn verurteilen werden?» – «Wen, Maurras?» – «Nein, den Staatsanwalt.»

Der Erschiessung oder dem Gefängnis entgingen nur diejenigen Kollaborateure, die sich im Ausland verbergen konnten. Tausende tauchten in Deutschland unter, wo viele von ihnen noch heute unter falschem Namen leben. Nicht weniger zahlreich waren diejenigen, die in

Italien Zuflucht fanden, wo sich für viele die Klostertore öffneten. Spanien nahm die Flüchtlinge – und längst nicht alle – ziemlich unwillig auf. Mehr Glück hatten diejenigen, die ein oder zwei Jahre später nach Quebec, Brasilien, Venezuela und vor allem nach Argentinien gelangten, in das einzige Land der Welt, das die Schutzsuchenden Europäer dank Perón herzlich aufnahm und ihnen Staatsstellungen in der Verwaltung und im Hochschulwesen anbot. Noch heute gibt es trotz der Verjährung viele in Abwesenheit Verurteilte, die nach Frankreich nicht zurückkehren können, weil sie dort polizeiliche Schikanen und Racheakte aller Art erwarten. 36 Jahre nach Beendigung der Kriegshandlungen ist die «Säuberung» noch immer nicht abgeschlossen. De Gaulle versäumte es aus Hass und seine Nachfolger aus Furcht vor den Kommunisten und den Verbänden ehemaliger «Widerstandskämpfer» und Deportierter – von welchen letzteren viele wegen gewöhnlicher Verbrechen verurteilt worden waren – , ein Amnestiegesetz zu erlassen, mit welchem Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon, Ludwig XVIII. und die erste Regierung der Dritten Republik so weise waren, jeweils einen Schlusstrich unter den Bürgerkrieg zu ziehen.

X. DIE LEHRE AUS EINEM MISSERFOLG

Fast fünf Jahre lang entwickelte sich die Kollaboration im Rahmen jener Zweideutigkeit, die schon das französische Wort kennzeichnet. Die Bedingungen der Zusammenarbeit, wie sich die deutschen Behörden höflich und diplomatisch ausdrückten, und vor allem die Gleichberechtigung waren nicht gegeben. Frankreich war besiegt und besetzt. Die Mitarbeit entsprach der Wirklichkeit. Aber sie bedeutete Unterordnung, die im ersten Augenblick mit Erleichterung, ja sogar mit Anerkennung akzeptiert, sehr bald jedoch vom französischen Volk als unerträglich empfunden wurde.

Am Tag nach dem Desaster von 1940 waren für die überwältigende Mehrheit der Franzosen und in erster Linie für ihre Regierung zwei Dinge offensichtlich: Man hätte Deutschland nicht den Krieg erklären dürfen, für den es keinerlei Grund und dazu auch keine Möglichkeit gab, ihn zu gewinnen; das republikanische Regime war der Verantwortliche nicht nur für die Niederlage, sondern auch und vor allem für den Niedergang des Landes. Eine dritte Erkenntnis wurde nach wenigen Wochen zwingend: England hatte Frankreich in einen Krieg gerissen, der uns nichts anging, und uns, während die Schlacht noch in vollem Gange war, im Stich gelassen, um sich dann auf uns zu stürzen wie ein Aasgeier auf ein sterbendes Tier. Es ergab sich die unwiderlegbare Schlussfolgerung, dass Paris sich im Bundesgenossen geirrt hatte. Das auf Vorschlag des Mar-

schalls Pétain gemachte deutsche Angebot von Montoire eröffnete eine neue Perspektive: das deutsch-französische Bündnis im Rahmen eines vereinten Europa, dessen Kern die beiden Länder mit dem grössten Gewicht auf dem Kontinent bilden sollten. Der Sieg des Reiches, der sicher schien – wie sollte England nach der beschämenden Flucht seiner Truppen aus Dünkirchen einen Krieg gewinnen, den Frankreich innerhalb von drei Wochen verloren hatte? –, gab der neuen Politik einen realistischen Anschein, der sie stärkte und bei sorgfältiger Abwägung der Möglichkeiten auch rechtfertigte. Damals befürworteten fast alle – Pazifisten, Faschisten und Opportunisten – die Kollaboration.

So vielfältig wie die Motive einer solchen Einstellung waren auch ihre Absichten. Der Marschall Pétain wollte die Interessen Frankreichs verteidigen und die Nationale Revolution konsolidieren, wozu die endgültige Aussöhnung mit Deutschland unter allen Umständen nötig war, aber auch die sofortige Gewährung von Zugeständnissen, die die (durch Frankreichs Schuld) herrschende Ungleichheit zwischen den Partnern verringert hätte. «Präsident» Laval hatte die gleichen Absichten, nur dass für ihn auf dem Gebiet der Innenpolitik die Wiederherstellung der Republik das wichtigste Ziel war, wobei für ihn der autoritäre Französische Staat nichts anderes als eine bedauerliche Übergangsstation bedeutete. Die Militärs hoher Dienstgrade und insbesondere der General Weygand sahen in der Kollaboration einen taktischen Rückzug, der dem derzeitigen Kräfteverhältnis entsprach und Frankreich die Möglichkeit des Überlebens, ja vielleicht des Wiedererstarkens in Erwartung kommender Ereignisse bot, welcher Art diese auch sein mochten. Für die «Abwarter» (*attenti-*

stes) in der engsten Umgebung des Marschalls handelte es sich um ein reines Doppelspiel, das dem Land eine günstige Position verschaffen sollte, wer auch immer der Endsieger sein würde, und das, um zu voller Wirksamkeit zu gelangen, dazu zwang, sich stets der jeweils mächtigeren Seite zuzuneigen: bis 1942 Deutschland, danach den Alliierten. Die «nationalen Parteien» und die Miliz dagegen hielten den deutschen Sieg für notwendig. Die nationalsozialistische Weltanschauung und die Überwindung der Nationalismen im Rahmen eines vereinigten Europa – unter deutscher Führung, wie es die Geschichte bestimmt zu haben schien – waren für sie die Ziele, die es um den Preis jeden Opfers und bedingungslos zu erreichen galt.

Auf deutscher Seite waren die Zweideutigkeit und die Zusammenhanglosigkeit nicht geringer. Die Reichsregierung, in einem klassischen nationalen Krieg begriffen, dessen Ziel die politische Einigung des deutschen Volkes und die Eroberung seines Lebensraumes war, hatte mit Frankreich ein Waffenstillstands-Abkommen geschlossen, um zu verhindern, dass dessen Kolonialreich und Flotte, beide intakt und mächtig, unter englische Herrschaft gerieten. Nachdem dies einmal erreicht war, schien die Mitarbeit des ehemaligen Feindes offenbar dem Zustand der Gewaltanwendung vorzuziehen zu sein, in dem der Geist der Revanche in einer Atmosphäre potentieller Aufsässigkeit gefördert würde. Die freundschaftliche Neutralität Frankreichs erforderte, um dauerhaft zu sein, einige Zugeständnisse. Diese Erkenntnis führte Hitler nach Montoire. Jedoch schienen weder der Waffenstillstand noch die Kollaboration etwas anderes zu sein als umstandsbedingte Antworten in einer Atmosphäre politischer Unentschlossenheit.

Der Haltebefehl von Dünkirchen für die deutschen Panzer, der die Flucht des britischen Expeditionskorps ermöglichte, die Verschiebung *sine die* der Invasion der britischen Inseln (Unternehmen Seelöwe) und schliesslich die Entsendung von Rudolf Hess zu Friedensverhandlungen nach England schienen zu beweisen, dass der Führer seinen alten Traum eines deutsch-britischen Bündnisses nicht aufgegeben hatte, eines Bündnisses, das nur auf Kosten Frankreichs zu erreichen war.

Die Kollaboration ging daher nicht über die Bedeutung einer Wartestellung hinaus, um sich die Möglichkeiten einer Alternativlösung offenzuhalten, wenn das bevorzugte Ziel nicht zu erreichen war. Nur so erklärt es sich, dass die deutsche Botschaft in Paris mit Vorbedacht die Spaltung der Bewegung betrieb, die sich am stärksten für die Kollaboration einsetzte, indem man die verschiedenen «Einheitsparteien» unterstützte, deren wirkliche Einigung leicht zu erzwingen gewesen wäre, pazifistische Führer und Funktionäre förderte – Déat, Brinon und Luchaire, den Präsidenten des Presseverbandes der Nordzone – statt die echten französischen Nationalsozialisten, und schliesslich Pierre Laval wieder an die Macht brachte. Für das Auswärtige Amt waren die französischen Kollaborateure ebenso nützlich wie die rheinischen Separatisten für Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg. Sie waren ein Druckmittel gegen das besiegte Land. Für Deutschland waren ein greiser und zaudernder Marschall und ein weicher und erpressbarer Regierungschef besser als ein fähiger und energischer Doriot, der durch eine totale Allianz in der Lage gewesen wäre, während des Krieges und nach dem Sieg mit Berlin von gleich zu gleich zu verhandeln.

Die deutschen Militärbehörden in Frankreich unter

dem Befehl des Generals von Stülpnagel, eines Verschwörers des 20. Juli 1944, hatten nichts anderes im Sinn, als die Politik der Kollaboration zu sabotieren, selbst auf dem jammervollen Niveau, auf dem sie sich bewegte. Im alten Geist des «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen» erzogen, hassten die deutschnationalen Generale Frankreich und sahen mit Bedauern die Gelegenheit zu seiner endgültigen Vernichtung entschwinden. Als eingefleischten Gegnern des Nationalsozialismus schien ihnen die Idee eines vereinigten Europa im Widerspruch zu ihren beschränkt-nationalistischen Vorstellungen. Für sie gab es keine andere Politik als die eines umgekehrten Westfälischen Friedens. Von diesem Standpunkt aus schien ihnen ein militärisches Bündnis und gar die Aufstellung eines grossen französischen Kampfverbandes unzulässig, sogar noch nach Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion. Selbst die Werbung von Freiwilligen für die bescheidene LVF musste nach Möglichkeit sabotiert werden.

Für die der hohen Politik fernstehenden, aber um die Notwendigkeiten der Kriegswirtschaft besorgten deutschen Dienststellen war Frankreich nichts anderes als ein Reservoir von Rohstoffen, Nahrungsmitteln, Industrieerzeugnissen und Arbeitskräften. Dem «Büro Otto» machte der Hass wenig aus, den es sowohl durch die Förderung des Schwarzen Marktes (die deutsche Dienststelle war sein bester Kunde) als auch durch die Requisition von Nahrungsmitteln und Pferden (sollten die Franzosen doch sehen, wie sie zurechtkamen) bei der Bevölkerung erregte, wie auch dem Gauleiter Saukel das Anwachsen der *maquis* nichts ausmachte, das durch den zwangsweisen Arbeitsdienst erleichtert wurde. Das waren Probleme der Militärs. Sie alle erfüll-

ten ihre ganz besonderen Aufgaben, ohne im Geringsten die Folgen zu bedenken.

Zu all dem kamen noch die französischen Gebietsverluste hinzu, die mit der Rückgliederung Elsass-Lothringens – ein Thema, auf das Franzosen wie Deutsche gleich empfindlich reagieren – und der Loslösung Flanderns begannen. Man versteht, dass es für eine nationalistische deutsche Regierung sehr schwierig gewesen wäre, die für beide Seiten «ewig verlorenen Provinzen» in den Händen Frankreichs zu lassen. Aber es hätte Lösungen – zumindest provisorischer Art – gegeben, die das Problem wenn auch vielleicht nicht aus der Welt schaffen, so doch in seinen Auswirkungen hätten abmildern können. Eine von ihnen wäre ein selbständiger Pufferstaat mit doppelter Nationalität wie das Fürstentum Andorra, Optative Staatsbürgerschaft usw. gewesen. Die Brutalität des Gauleiters Bürckel, die er nach der alliierten Besetzung Frankreichs selbst bedauerte, trug dazu bei, die Lage weiter zu erschweren.

Mit anderen Worten nahm Frankreich im ersten Augenblick eine verständlich abwartende Haltung ein, die freilich recht gegensätzliche Gründe hatte. Ohne hier auf einzelne nicht unwichtige Nuancen einzugehen, war seine Regierung bemüht, auf dem Weg der Kollaboration eine Macht zu erhalten und zu stärken, die sich auf sein Kolonialreich und seine Flotte gründete und die trotz der militärischen Niederlage tatsächlich noch vorhanden war, um so in der Lage zu sein, mit Deutschland, an dessen Sieg wenige zweifelten, einen vorteilhaften Frieden auszuhandeln, oder gar die Rolle eines Vermittlers zwischen den kriegführenden Parteien zu spielen. Das zwischen seinem Nationalismus und einer noch in den Windeln steckenden Europa-Idee hin- und

hergerissene Deutschland suchte auf dem gleichen Weg der Kollaboration Frankreich zu neutralisieren und dessen materielle wie menschliche Hilfsquellen nach Möglichkeit auszunutzen. Es wusste 1940 nicht die Gelegenheit zu ergreifen, die ihm der von den britischen Aggressionen verursachte Zorn bot, um – und sei es auch durch einseitige militärische Aktionen – die Kollaboration in ein Bündnis umzuwandeln, das auch die alliiertenfreundlichsten Politiker und Militärs in Vichy nicht hätten zurückweisen können. Das Trugbild einer Übereinkunft mit England verhinderte es.

Der Feldzug gegen die Sowjetunion veränderte diese Lage nicht sofort. Berlin hoffte, dass sich Grossbritannien vor der Wahl zwischen einem nationalsozialistischen Deutschland und einem kommunistischen Russland für das erstere entscheiden würde. Auf der anderen Seite waren die militärischen Erfolge der ersten Monate an der Ostfront derartig, dass die Rolle Frankreichs nebensächlich wurde. Die Dinge änderten sich schnell. Schon 1941 waren die Misserfolge vor Moskau und Leningrad ein erstes Warnsignal. Trotz des 1942 wieder anlaufenden Vormarsches der Wehrmacht stellte sich der Krieg im Osten nicht mehr als ein einfaches Unternehmen dar, und die USA waren bereits in den Krieg eingetreten. Deren Landung in Nordafrika im November dieses Jahres, der sich die wenigen und schlecht ausgerüsteten französischen Truppen eine Woche lang erfolgreich widersetzen, bot eine neue Gelegenheit.

Ohne sein Kolonialreich und möglicherweise auch ohne seine Flotte konnte Frankreich schon nicht mehr eine neutral abwartende Politik betreiben. Es musste sich zwischen einem Bündnis mit Deutschland und der Hoffnung auf einen alliierten Sieg entscheiden, der

schon möglich erschien. Diese letztere Möglichkeit hätte bedeutet, dass Frankreich selbst, wenn auch nur passiv, mit dazu beitrüge, dreierlei herbeizuführen: den Verlust seiner Kolonien (De Gaulle hatte bereits Syrien und Libanon die Unabhängigkeit gewährt, und die Nordamerikaner verhehlten auf diesem Gebiet ihre Absichten nicht), den Vormarsch des Kommunismus in Europa und die Rückkehr zur Demokratie (oder Schlimmeres) in Frankreich.

Diese drei Möglichkeiten fürchtete der Marschall mehr als alles andere. Wenn Deutschland am ersten Tag nach dem ersten Landungsversuch in Algerien und Marokko einige Regimenter von Fallschirmjägern zur Unterstützung der französischen Streitkräfte abgesetzt hätte, wäre die französische Flotte in Toulon unverzüglich dem Beispiel der Torpedobootzerstörer-Flottillen von Algier, Oran und Casablanca gefolgt und zum Kampf gegen die Invasoren ausgelaufen. Das Spiel «Was wäre gewesen, wenn...» ist gefährlich. Wir wagen trotzdem zu behaupten, dass die Nordamerikaner gescheitert wären, dass die der italienischen Flotte überlegene französische jene gehindert hätte, zum Feind überzulaufen, dass das Afrika-Korps mit der Unterstützung der aufgefrischten französischen Kolonialtruppen seinen Vormarsch nach Osten wiederaufgenommen und Ägypten erobert hätte, wodurch die arabischen Länder zum Aufstand gegen die englische Herrschaft ermutigt worden wären, und dass deutsche Truppen über den Nahen Osten der Sowjetunion im Kaukasus hätten in den Rücken fallen können. Frankreich hätte andererseits die Verteidigung seiner Atlantikküsten selbst übernehmen können, so dass die Landung in der Normandie schwerlich versucht worden und, wenn doch, wahr-

scheinlich gescheitert wäre. Um diese Ergebnisse zu erzielen, waren nur ein schneller militärischer Entschluss und eine sofortige, Frankreich günstige Revision der Waffenstillstands-Bedingungen sowie territoriale Garantien für das Mutterland und die Kolonien notwendig. Schlecht informiert, zog Hitler es vor, in die Süd-Zone einzumarschieren, was den Frontwechsel Darlans hervorrief oder ihm doch gestattete, die Reste des französischen Heeres aufzulösen und zu versuchen, sich – mit bekanntem Ergebnis – der französischen Flotte zu bemächtigen.

Nachdem diese Gelegenheit verloren war, konnte man vom Marschall nichts anderes erwarten als die Aufrechterhaltung der Ordnung in Frankreich, dem Hinterland der zu erwartenden Zweiten Front. Das bedingte eine feste Innenpolitik, wie sie der Staatschef bevorzugte, um seine Nationale Revolution zu retten und sich (oder doch wenigstens diese) gegenüber den Siegern durchzusetzen, die in seiner Vorstellung damals schon nur noch die Alliierten sein konnten. Die «nationalen Parteien» verloren keineswegs an Anhängern, sondern erlebten ein Anwachsen ihrer Mitgliederzahl, wie auch die immer wichtiger werdende Miliz einen neuen Zustrom von Freiwilligen erfuhr. Viele junge Franzosen, die es bis dahin für unnötig erachtet hatten, sich für eine bereits gewonnene Sache einzusetzen, stellten sich jetzt zur Verfügung, um die Rückkehr der Demokratie und den Vormarsch des Kommunismus aufzuhalten. Auch die LVF und einige Monate später die SS-Sturmbrigade Frankreich bekamen Tausende neuer Rekruten in einem Rhythmus, der bis zum Ende nicht nachlassen sollte. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung war nichts weiter notwendig als die Aufhebung des

zwangsweisen Arbeitsdienstes und die Ausschaltung Lavals. Aber die Deutschen bestanden hartnäckig auf Fortsetzung der zwangsweisen Aushebung von Arbeitskräften, die einer Deportation schon sehr nahekam, und – gegen den einheitlichen, wenn auch verschieden begründeten Willen Frankreichs – auf weiterer Unterstützung des Mannes, der durch seine demokratische Schlappeheit auf dem Gebiet der Innenpolitik der grosse Verantwortliche für die Agitation und Unordnung war.

1940 war weder Deutschland noch Frankreich auf eine bedingungslose Zusammenarbeit vorbereitet, die den Verzicht auf einen jungen, aber durch drei Kriege innerhalb von 70 Jahren in den Geistern fest verwurzelten Nationalismus zugunsten der Idee eines noch nicht vorhandenen vereinigten Europa bedeutet hätte. In der Welt der im 19. Jahrhundert entstandenen imperialistischen Nationen konnte die Kollaboration nicht über eine wechselseitige *finasserie* (kleinliche List) hinausgehen, um unmittelbare Vorteile zu erhaschen: eine wohlwollende französische Neutralität auf der einen Seite und eine Milderung der Folgen der Niederlage auf der anderen. Die von einigen klarsichtigen Geistern herbeigesehnte und verkündigte Welt der Kontinente war noch nicht geboren. Was jedoch Europa betraf, waren die Umstände für seine Geburt günstig. Und doch kam es nicht dazu. Schuld hatten beide Regierungen, die durch verständliches gegenseitiges Misstrauen gehemmt waren. Aber der grössere Anteil kommt Deutschland zu, denn es war Deutschland, das die Macht und daher auch die Entscheidungsgewalt hatte. Die höchste Verantwortung trägt immer der Führer.

Die deutsche Einheit war, wenn auch nur unvollkommen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um den

Preis von drei Kriegen erreicht worden. Das Diktat von Versailles hatte das Reich ins Chaos gestürzt und ihm verschiedene Provinzen entrissen. Der ganze harte Kampf der NSDAP hatte die Wiederherstellung und Stärkung Gross-Deutschlands zum Ziel gehabt. Es war also ein nationaler Kampf gewesen, in dem Frankreich den äusseren Feind darstellte. Hitler hatte ihn mit guten Worten zu neutralisieren versucht, die wohl echten Friedenswillen ausdrückten, aber doch nicht über die klassischen Hilfsmittel der Diplomatie hinausgingen und daher wenig glaubwürdig waren. Als 1940 in Frankreich – das unwillig in den Krieg gezogen war («Für Danzig sterben?»), ihn verloren hatte, auf seine demokratischen Institutionen verzichtete und ein Wiederaufflammen seines traditionellen Hasses auf England erlebte, das ihm heimtückische Schläge versetzte – die Voraussetzungen für eine echte Zusammenarbeit gegeben waren, wusste sie Hitler, in seinem grossdeutschen Nationalismus befangen, nicht zu nutzen. Er zweifelte an der französischen Aufrichtigkeit, sogar noch nach der Verteidigung von Mers-el-Kébir, Syrien, Madagaskar und Nordafrika. Mehr noch: er wollte nicht, dass Frankreich durch ein echtes Bündnis ein Mitspracherecht nach errungenem Sieg erhalte. Was er wollte, war, von Frankreich eine Mitarbeit zu erhalten, die Deutschland das Erreichen seiner nationalen Ziele ermöglichte. Auch seine allerletzte Gelegenheit im November 1942 wusste er nicht wahrzunehmen. Er schlug Frankreich ein Bündnis «durch dick und dünn» vor, aber er gab ihm nicht die Garantien, ohne die ein solches Bündnis nicht möglich war. Er gestattete die einseitigen militärischen Massnahmen nicht, die die «Abwarter» vor eine von den französischen Land- und

Seestreitkräften gewiss mit Begeisterung begrüßte vollendete Tatsache gestellt hätten.

Und was wurde bei alledem aus Europa, jenem Europa, von dem die Propagandastaffel in Paris viel mehr sprach als Hitler, weswegen sie dessen Reden für den französischen Hausgebrauch in ihrem Sinn «korrigierte»? Europa war ein Projekt für die Zeit nach dem Krieg. Nicht ein vereinigtes Europa, das sich über die alten nationalen Grenzen erheben und unter deutscher Führung stehen würde, deren Berechtigung nach einem deutschen Sieg niemand hätte anzweifeln können, sondern ein deutsches Europa, in dem um Gross-Deutschland als Mittelpunkt herum den anderen Ländern nur die Rolle von Satelliten zufallen würde. Das heisst also, dass Deutschland – jenseits aller Propaganda – die Einigung Europas, um sie auf seine Art vollziehen zu können, auf die Zeit nach dem Sieg verschob, den es ohne sie nicht erreichen konnte. Erst nach Stalingrad, und ganz besonders nach dem Attentat vom 20. Juli 1944, begann Hitler seinen Fehler einzusehen.

Himmler war ihm schon längst voraus. Trotz gewisser grossdeutscher Überbleibsel war die SS grundsätzlich mehr auf Rasse als auf Nationalismus ausgerichtet. Der Reichsführer-SS war zum Glauben an eine europäische Föderation gelangt, in der jede Gemeinschaft arischer Rasse die gleichen Rechte und Pflichten wie die anderen hätte. Sofort hatte die Waffen-SS nordische Freiwillige in ihre Reihen aufgenommen. Der nächste Schritt war 1943 schon schwieriger, die Aufstellung der SS-Sturmbrigade Frankreich. Als 1944 das Komplott, an dem höchste Offiziere des regulären Heeres beteiligt waren, bewiesen hatte, dass die traditionellen drei Wehrmachtsteile nicht mehr als sicher zu betrachten waren, und dass

Hitler bedingungslos nur mit der Waffen-SS einschliesslich ihrer nicht-deutschen Einheiten rechnen durfte, deren Freiwillige für ihre nationalsozialistischen Ideale kämpften, ergriff Himmler die Gelegenheit und legte dem Führer einen (von diesem sofort unterschriebenen) Erlass vor, durch den alle ausländischen Einheiten der Wehrmacht der Waffen-SS eingegliedert wurden, mit Ausnahme nur der Freiwilligen aus der Sowjetunion, deren Übernahme nicht geschlossen, sondern selektiv vollzogen wurde. Anfang Mai 1945 waren von den 400'000 Mann des Schwarzen Korps die Hälfte keine Deutschen. Die politische Kollaboration war gescheitert. Aber die Zusammenarbeit wurde auf dem Schlachtfeld Wirklichkeit – zu spät.

Seit 1945 ist Europa besetzt, von den Sowjets im Osten, von den Nordamerikanern im Westen. Die nationalen Grenzen sind undeutlich geworden. Stattdessen gibt es einen Eisernen Vorhang. Der alliierte Sieg hat gezeigt, wie weit Europa eine Realität und sein Zusammenschluss eine Notwendigkeit war und ist. Während die Befreiung der Länder im Osten wesentlich von der inneren Entwicklung der Sowjetunion abhängt, bietet diejenige im Westen im Augenblick mehr Aussichten. Es ist für alle Europäer klar, dass die USA nicht das Risiko eingehen werden, ihrem Konkurrenten Europa zu seiner Verteidigung gegen ihren Kunden Russland Atombomben auf seinem eigenen Gebiet zu überlassen. Es ist ebenso klar – die Tatsachen beweisen es – dass die Zukunft des Kontinents grundsätzlich von der Zusammenarbeit seiner beiden stärksten Mächte, Deutschland und Frankreich, abhängt. Alle wünschen die Einheit, wissen aber nicht, wie sie zu erreichen ist. In den fünfziger Jahren hätte ihr die Europäische Verteidi-

gungs-Gemeinschaft (EVG) mit der Zusammenlegung der nationalen Streitkräfte eine solide Grundlage verschafft. Der überholte, beschränkte Nationalismus von Mendes-Frances De Gaulles liess sie nicht Zustandekommen. Stattdessen entstand die rein wirtschaftliche und daher unzureichende Europäische Wirtschafts-Gemeinschaft (EWG). Das Europa-Parlament schliesslich ist nichts weiter als ein Zirkus ohne jede Entscheidungsbezugnis.

Die einzige Hoffnung besteht heute wie gestern in der politischen Einheit Deutschlands und Frankreichs. Aber nach einem Wort von Maurras gibt es keine Föderation ohne einen Föderator. Es fehlt der neue Karl der Grosse, der Hitler hätte sein können. Wenn er nicht erscheint, wenn West-Europa, vom Wohlstand eingeschläfert, nicht erwacht, wird er aus Russland kommen. Aber dann wird es, jedenfalls für lange Zeit, kein Europa mehr geben.

Nach und nach werden Deutsche und vor allem Franzosen über ihre jüngste Vergangenheit nachdenken. Ihre Kollaboration hat auch noch mit ihrem Scheitern wertvolle Früchte zurückgelassen. Fünf Jahre lang haben die beiden Völker, die sich nicht kannten, zusammengelebt und trotz der Umstände einander schätzen gelernt. Der alte Hass zwischen ihnen ist verschwunden.

Durch vierzig Jahre feindlicher Propaganda bricht die Wahrheit sich Bahn. Die Geschichte der französischen Freiwilligen, die ohne Hintergedanken und ohne doppeltes Spiel für Europa kämpften, beginnt bekannt zu werden als ruhmreiches Kapitel der Geschichte, auf das niemand, auch Frankreich nicht, verzichten möchte. Das vergossene Blut floss nicht umsonst. Der Tag ist nicht mehr fern, an dem man den aussichtslosen Kampf

französischer SS-Soldaten an der Reichskanzlei zu Berlin im Herzen Europas nicht mehr als die letzte Episode der gescheiterten Kollaboration, sondern als die erste der europäischen Zusammenarbeit von morgen betrachtet wird. Sonst wäre alles verloren.

ABKÜRZUNGEN

BBC	<i>British Broadcasting Corporation.</i> Staatlicher britischer Rundfunk.
FFI	<i>Forces Françaises de l'Intérieur.</i> Französische Streitkräfte des Innern. Gesamtheit der in Frankreich auftretenden <i>maquisards</i> .
FTP	<i>Franc-tireurs Partisans.</i> Freischützen-Partisanen (kommunistisch.)
GFP	Geheime Feld-Polizei der deutschen Wehrmacht.
LVF	<i>Légion des Volontaires Français contre le Bolchévisme.</i> Legion der französischen Freiwilligen gegen den Bolschewismus, seit 1941 der Wehrmacht eingegliedert.
MSR	<i>Mouvement Social Révolutionnaire.</i> Revolutionäre Sozial-Bewegung, eine 1940 in der Nord-Zone Frankreichs aus der OSARN hervorgegangene politische Partei.
NSKK	<i>Nationalsozialistisches Kraftfahrer-Korps,</i> eine Gliederung der NSDAP.
OKW	Oberkommando der Wehrmacht.
OSARN	<i>Organisation Secrète d'Action Révolutionnaire Nationale.</i> Geheime Organisation National-Revolutionärer Aktion, bewaffneter nationaler Verband, der sich vor dem Krieg von der <i>Action Française</i> abspaltete.
PPF	<i>Parti Populaire Français.</i> Französische Volkspartei nationaler Einstellung, deren Mitglieder grossenteils aus der Arbeiterschaft kamen; vor dem Krieg von Jacques Do-riot, dem ehemaligen Generalsekretär der KPF, gegründet.
RNP	<i>Rassemblement National Populaire.</i> Volkstümlich-Nationale Sammlung, politische Partei, die nach dem Waffenstillstand in der Nordzone von Marcel Déat, dem Nationalistenführer der Vorkriegszeit, gegründet wurde.
SD	Sicherheitsdienst der SS mit nachrichtendienstlichen und polizeilichen Funktionen.

- SOL *Service d'Ordre Légionnaire*. Paramilitärischer Ordnungsdienst der Französischen Frontkämpfer-Legion, «Einheitspartei» der Südzone.
- STO *Service du Travail Obligatoire*. Pflichtmässiger Arbeitsdienst, französische Behörde zur Einziehung von Zwangsarbeitern.

LITERATURVERZEICHNIS

- Abetz, Otto, Das offene Problem. Ein Rückblick auf zwei Jahrzehnte deutscher Frankreichpolitik, Köln 1951
- Amouroux, Henri, La Vie des Français sous l'occupation, Paris 1961
- Bardèche, Maurice, Lettre à François Mauriac, Paris 1947
- ders., Nuremberg ou la Terre promise, Paris 1948
- ders., Nuremberg II ou les faux-monnayeurs, Paris 1949
- Benoist-Méchin, Soixante jours qui ébranlèrent l'Occident, 3 Bde, Paris 1965
- Brasillach, Robert, Lettre à un soldat de la classe soixante, Paris 1947
- ders., Lettres écrites en prison, Paris 1952
- ders., Journal d'un homme occupé, Paris 1955
- Brinon, Fernand de, Mémoires, Paris 1949
- Brissaud, André, La dernière année de Vichy (1943-1944), Paris 1965
- ders., Pétain à Sigmaringen, Paris 1966
- Carcopini, Jérôme, Souvenirs de sept ans, 1937-1944, Paris 1953
- Céline, Louis-Ferdinand, Les beaux draps, Paris 1941
- ders., D'un château l'autre, Paris 1957
- Chateaubriant, Alphonse de, La Gerbe des Forces, Paris 1937
- ders., Cahiers 1906-1951, Paris 1955
- Cole, Hubert, Pierre Laval, Paris 1946
- Cotta, Michèle, La Collaboration, 1940-1944, Paris 1964
- Darlan, Alain, L'Amiral Darlan parle, Paris 1952
- Défense de l'Occident, L'épuration, N° special, Paris 1957
- Delperrie de Bayac, Jacques, Histoire de la Milice, Paris 1969
- Drieu La Rochelle, Pierre. Ne plus attendre (Artikel erschienen in La Gerbe), Paris 1941
- ders., Chronique Politique 1934-1942, Paris 1943
- ders., Le Français d'Europe (Artikel erschienen zwischen 1942 und 1944), Paris 1944
- Fabre-Luce, Alfred, Au nom des silencieux, Geneve 1947
- ders., Nach dem Waffenstillstand. Französisches Tagebuch 1940-1942, Hamburg 1943

- ders., Journal de la France 1939-1944, Paris 1946
 Fouere, Yann, La Bretagne écartelée, 1938-1948. Paris 1962
- Gaucher, François, Notes politiques écrites en exil, Paris 1956
- Hervet, Robert, Les Chantiers de la Jeunesse, Paris 1962
- Hoover Institution, France During the German Occupation, 1940-1944: a Collection of 292 Statements on the Government of Maréchal Pétain and Pierre Laval, 3 Bde. Stanford (California) 1958
- Jeckel, Eberhard, Frankreich in Hitlers Europa. Die deutsche Frankreich-Politik im II. Weltkrieg, Stuttgart 1966
- Littlejohn, David, The Patriotic Traitors: a History of Collaboration in German-Occupied Europe, 1940-1945, London 1972
- Lüthy, Herbert, Frankreichs Uhren gehen anders, Zürich-Stuttgart-Wien 1954
- Maibire, Jean, Demaret, Pierre, Les SS Français. La Brigade «Frankreich», Paris 1976
- ders., Les SS français. La Division Charlemagne, Paris 1976
- ders., Berlin im Todeskampf 1945. Französische Freiwillige der Waffen-SS als letzte Verteidiger der Reichskanzlei, Preussisch Oldendorf 1977
- Martin du Gard, Maurice, Chronique de Vichy, 1940-1944, Paris 1948
- Maillet, Alfred, Pierre Laval. 2 Bde, Paris 1955
- Mohler, Armin, Die französische Rechte, München 1958
- Nicolle, Pierre, Cinquante mois d'armistice, Vichy, 2 juillet 1940-26 août 1944, Journal d'un témoin, 2 Bde, Paris 1947
- Nogueres, Louis, La dernière étape, Sigmaringen, Paris 1956
- Novick, Peter, The Resistance versus Vichy: the Purge of Collaborators in Liberated France, London 1968
- Paquis, Jean-Hérolf, Des illusions... des illusions! Mémoires, Paris 1948
- Quéval, Jean, Première page, cinquième colonne, Paris 1945
- Rahn, Rudolf, Ruheloses Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen, Düsseldorf 1949
- Rebatet, Lucien, Les Décombres, Paris 1942
- ders., Les deux étendards, Paris 1952

- ders., Les épis mûrs, Paris 1954
- Saint-Loup, Les Volontaires, Paris 1963
- ders., Les Hérétiques, Paris 1963
- ders., Götterdämmerung, (Europa 1945), Leoni am Starnberger See, 1957
- ders., Legion der Aufrechten, Frankreichs Freiwillige an der Ostfront, Leoni am Starnberger See 1977
- Saint-Paulien, Histoire de la Collaboration, Paris 1964
- Schmidt, Paul, Statist auf diplomatischer Bühne, Bonn 1949
- Sérant, Paul, Le romantisme fasciste ou l'œuvre politique de quelques écrivains français, Paris 1960
- ders., Les vaincus de la Libération, Paris 1960
- Vallat, Xavier, Le Nez de Cléopâtre... Souvenirs d'un homme de droite, 1918-1945, Paris 1957
- Varenes, Claude, Le destin de Marcel Déat, Paris 1948
- Wolf, Dieter, Die Doriot-Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte d. französischen Faschismus, Stuttgart 1967

PERSONEN VERZEICHNIS

- Abetz, Otto, dt. Botschafter 42, 43, 45, 59, 75, 89, 133, 137, 140, 162f, 169
- Achenbach, Dr. Ernst, dt. Botschaftsrat in Paris 44
- Anouilh, Jean, frz. Schriftsteller 170
- Aragon, Louis, frz. Schriftsteller u. Kommunist 171
- Auphan, Gabriel, frz. Admiral 54
- Bainville, Jacques, frz. Historiker 12, 19
- Barrès, Maurice, frz. Schriftsteller 19, 28
- Baudrillart, Alfred, frz. Kardinal 170
- Benoist-Méchin, Jacques, frz. Historiker, Mitglied der Vichy-Regierung 139, 144
- Benoit, Pierre, frz. Schriftsteller 170
- Bénouville, Guillaïn de, Anhänger von De Gaulle 86
- Berger, Gottlob, SS-Obergruppenführer 79
- Berthelot, Minister für die Kommunikation in der Vichy-Regierung 130
- Bethmann-Hollweg, Theobald von, Reichskanzler 58
- Bichelonne, Jean-Denis, Staatssekretär für die Industrie in der Vichy-Regierung 124
- Bismark, Otto, Fürst von 12, 64
- Blum, Léon, frz. Ministerpräsident 17, 73
- Bonnaïous, Max, Staatssekretär für die Versorgung in der Vichy-Regierung 124
- Bousquet, René, Generalsekretär der Polizei in der Vichy-Regierung 124
- Brasillach, Robert, frz. Dichter und Schriftsteller 62, 170f
- Brauchitsch, Walther von, Generalfeldmarschall 146
- Braun, Eva 156
- Breker, Arno, Bildhauer 170
- Briand, Aristide, frz. Politiker 42
- Brinon, Fernand de, frz. Botschafter der Vichy-Regierung 115, 163, 176
- Brüning, Heinrich, dt. Staatsmann 44
- Bucard, Marcel, frz. Politiker, Leiter der Franzisten 74, 137
- Bülow, Bernhard, Fürst von 10
- Bürckel, Josef, Gauleiter 62, 178
- Canaris, Wilhelm, dt. Admiral 55
- Carrel, Alexis Dr., frz. Schriftsteller und Mediziner 170
- Cathala, Pierre, Minister der Justiz in der Vichy-Regierung 124
- Céline, Louis-Ferdinand (Dr. Destouches), frz. Schriftsteller 170

- Chasseigne, François, Anhänger von Marcel D6at 124
- Chateaubriant, Alphonse de, frz. Schriftsteller 170
- Choltitz, von, General 164
- Churchill, Sir Winston Spencer 104, 109f
- Clark, US-General 113
- Claude, Georges, frz. Physiker 170
- Clémenceau, Georges, frz. Politiker 35
- Clémenti, Pierre, frz. Politiker, Chef der Nationalkollektivistischen Partei 75
- Constantini, Pierre, frz. Politiker, Chef der Französischen Liga 75
- Conti, L. Dr., Reichsgesundheitsführer 149
- Cot, Pierre, frz. Politiker 27
- Cr^mieux, Benjamin, frz.-jüd. Minister 109
- Daladier, Edouard, frz. Ministerpräsident 13
- Darlan, François, frz. Admiral 32,43,59f, 104,108, 112 ff. 122, 162, 181
- Darnand, Joseph, Chef der Miliz 76-80, 115, 136, 149, 157, 169
- Darquier de Pellepoix, Louis, Nachfolger von Xavier Vallat in der Abteilung für jüdische Angelegenheiten in der Vichy-Regierung 128
- Déat, Marcel, frz. Politiker, Chef der Volkstümlichen Nationalen Versammlung (Rassemblement Nationale Populaire = RNP) 75,136f, 163, 167, 176
- Debeney, frz. General der Vichy-Regierung 165
- Degrelle, L6on, belg. Politiker, SS-Brigadeführer 150
- Deloncle, Eugene, frz. Politiker, Führer der *Cagoule* und des MSR (Mouvement social revolutionnaire) 74, 137
- Dentz, Henri-Fernand, frz. General 49 f
- Doriot, Jacques, frz. Politiker, Leiter der PPF (Parti Populaire Français) 18, 72, 79f, 137, 142, 166f, 176
- Dormoy, Max, frz. Innenminister 73
- Doumergue, Gaston, frz. Ministerpräsident 26
- Dreyfus, A., frz. Artilleriehauptmann 22, 171
- Drieu la Rochelle. Pierre, frz. Schriftsteller 170
- Drumont, Edouard, frz. Theoretiker 28
- Eisenhower, Dwight D. 96,113, 153
- Estéva, frz. Admiral 113
- Estienne, frz. General 85
- Fegelein, Hermann 156
- Foch, Ferdinand, Marschall von Frankreich, 26, 106ff
- Franchet d'Esperey, frz. Marschall 25 f
- Franco, Francisco, span. Staatshauptmann 26, 65, 73
- Franz I., König von Frankreich 7, 9
- Friedrich Wilhelm II., 142
- Friedrich Wilhelm IV. 12
- Funk. dt. General 55
- Gaulle, Charles de 49, 83-86, 89ff, 96, 109f, 112,161-164, 166-169, 172, 180, 186

- Gablentz, Freiherr von, Generalleutnant 146
- Giraud. Henri, frz. General 112, 162
- Gobineau, Joseph Arthur, Graf de 28
- Gort, Lord 48
- Göring, Hermann 110
- Groussard, frz. Oberst, Anhänger von De Gaulle 86
- Guise, Herzog von 21
- Guitry, Sacha, frz. Dramatiker 170
- Habsburg 9
- Heinrich II., König von Frankreich 10
- Heinrich IV., König von Frankreich 172
- Heinrici, Gotthard, dt. Generaloberst 147
- Heller, Leutnant der Propaganda-Staffel 171
- Henriot, Philippe. Informationsminister der Vichy-Regierung 115, 136, 158f
- Hermant, Abel, frz. Schriftsteller 170
- Herriot, Edouard, frz. Politiker 163
- Herriot. Mme, Frau von Edouard 163
- Hess, Rudolf 104, 176
- Himmler, Heinrich 34, 41,79, 148, 150, 163, 184f
- Hitler, Adolf 13 f, 24, 34-37,55f, 59-62, 65f, 74,103,105,108, 117,119f, 140, 145,148,154, 164ff, 175f, 181, 183-186
- Hohenzollern 10, 12
- Huntziger, frz. General 40
- Joffre, Joseph, Jacques, Cösaire, Marschall von Frankreich 26
- Jonchay, du, frz. Oberst 49
- Juin, Marschall von Frankreich 87, 110
- Karl I. von Spanien, (Kaiser unter dem Namen Karl V.) 7
- Karl der Grosse 7, 22, 186
- Karl-Ferdinand von Braunschweig 10
- Knochen, Helmut Dr., SS-Hauptsturmführer 41 f
- Konjew, sowj. Marschall 152
- Krukenberg, Gustav Dr., dt. General der Waffen-SS 34, 152
- Labonne, frz. Oberst 142
- Laborde, Graf Jean de, frz. Admiral 54
- La Rocque, Casimir de. Oberst, frz. Politiker 18
- Lattre de Tassigny, frz. General 85, 87, 117
- Laval, Pierre, frz. Ministerpräsident 14. 29-33, 44 f, 59, 76 ff, 88,97,99,101,112,125, 128-138,162ff, 166 f, 169,171, 174, 176
- Leahy, William Daniel, US-Admiral 110
- Lebrun, Albert, Präsident der frz. Republik 27
- Ledere de Hauteclouque, frz. General 87
- Leopold II., König von Belgien 106
- Leopold III., König von Belgien 119
- Louis Philippe I., frz. König, (Philippe Egalité) 21
- Luchoire. Jean. Mitglied der Vichy-Regierung 176
- Ludwig XIV., König von Frankreich 9, 63, 172
- Ludwig XV., König von Frankreich 9, 63, 172

- Ludwig XVIII., König von Frankreich 172
- Lyautey, Hubert, Marschall von Frankreich 26
- Maillol, Aristide, frz. Bildhauer 170
- Man. Henri de, belg. Politiker 75
- Marchais, Georges, Generalsekretär der kommunistischen Partei Frankreichs 97
- Marquet, Adrien, frz. Abgeordneter 75
- Mauriac, François, frz. kath. Schriftsteller 171
- Maurras, Charles, frz. Politiker, Chef der monarchistischen Bewegung Action Française, 19f, 21 ff, 26, 28, 33f, 69,72,75, 87 ff, 123, 169, 171, 186
- Maximilian von Bayern 9
- Mayol de Lupé, Graf Jean, General Feldkaplan der frz. Waffen-SS 145, 148, 150, 170
- Mazarin, Kardinal 11
- Mendès-France, Pierre, frz. Politiker 186
- Mendtrell, Bernard, Leibarzt des Marschalls PStain 165
- Metternich, Klemens Wenzel, Fürst von, österr. Politiker 11
- Monsabert, de, frz. General 87
- Montherlant, Henry de, frz. Schriftsteller 170
- Murphy, Robert, US-Konsul 111f
- Mussolini, Benito 66, 105
- Napoleon I. 10, 11, 12, 172
- Napoleon III. 12
- Neubronn, von, General 165f
- Noseck, Roland, Hauptsturmführer des SD 163
- Oberg, Karl, SS-Brigadeführer 41 f, 163
- Passy, Chef des Nachrichtendienstes von De Gaulle 86
- Périerre, Arnaud de la. frz. Admiral 40
- Perón, Juan Domingo, argent. General u. Staatsmann 174
- Pétain, Philippe, 14f, 24-33, 40, 43, 56ff, 58f, 65,69,76, 79, 84f, 87,91,103f, 106-110, 113f, 117,119-128,130-136, 140f, 157 ff, 161 f, 164-169, 171, 174f, 180f
- Philipp IV. der Schöne, König von Frankreich 9
- Picasso, Pablo 173
- Pius XII. 20
- Platon, frz. Admiral. Staatssekretär in der Vichy-Regierung 130
- Puau, Edgard. frz. General u. SS-Oberführer 145, 148f, 151 f
- Pucheu, Pierre. Innenminister in der Vichy-Regierung 124
- Quisling. Vidkun, norw. Politiker 136
- Rahn, Otto, dt. Botschafter 50
- Rémy, (Gilbert Renault-Roulier) Anhänger von De Gaulle 86
- Renthe-Fink, von, dt. Diplomat 165
- Reynaud, Paul, frz. Ministerpräsident 83, 107
- Ribbentrop, Joachim von 30, 34, 133 f, 162
- Richelieu, Armand-Jean du Plessis, Herzog von, frz. Kardinal 9
- Riedweg, Dr., SS-Hauptamt 149

- Robespierre, Maximilien de 169
 Roosevelt, Franklin Delano 110
 Roselli, Gebrüder, 72
 Rougier, Louis, frz. Philosoph 104
 Rundstedt, Gerd von, dt. Generalfeldmarschall 120
- Saint-Jacques, Anhänger von De Gaulle 86
 Saint-Just, Antoine de, frz. Literat 169
 Saint-Loup, frz. Schriftsteller u. Theoretiker 144
 Salan, Raoul, frz. General, später Chef der OAS (Geheime Armee) in Algerien gegen De Gaulle 89
 Sartre, Jean-Paul 171
 Sauckel, Fritz, Gauleiter 97, 99 ff, 177
 Savoie-Carignan, Eugene de, Prinz 11
 Serrigny, frz. General 106
 Skorzeny, Otto 150
 Soisson, Graf von 11
 Sorel, Georges, frz. Schriftsteller 20, 28
 Shukow, sowj. Marschall 152
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 177
- Stülpnagel, Heinrich von, dt. General 40f, 177
- Talleyrand-Périgord, Charles Maurice, Herzog von, frz. Außen-Min. 11
 Teitgen, Pierre-Henri, frz. Justizminister von De Gaulle 169
 Thomas, Dr. Max, SS-Brigadeführer 41, 74
 Thorez, Maurice, Generalsekretär der kommunistischen Partei Frankreichs 86, 167f
- Vacher de Lapouge, Georges, frz. Anthropologe 19f, 28
 Vallat, Xavier, Chef der Abteilung für jüdische Angelegenheiten in der Vichy-Regierung 128
 Valois, Georges, frz. Politiker 20
 Varende, Jean de la, frz. Schriftsteller 170
- Warlimont, Walter, dt. General 104
 Wenck, Walther, Generalleutnant 152
 Weygand, Maxime, frz. General 32, 84, 105-110, 174
 Wever, dt. Admiral 55
 Worms, Bank 124